

alltag & kultur

Band 14

Herausgegeben vom Institut für  
Europäische Ethnologie  
und von der Landesstelle für  
Berlin-Brandenburgische Volkskunde  
der Humboldt-Universität zu Berlin

durch

Stefan Beck, Beate Binder, Alexa Färber, Wolfgang Kaschuba,  
Rolf Lindner, Leonore Scholze-Irrlitz



Irene Götz

# Deutsche Identitäten

Die Wiederentdeckung  
des Nationalen nach 1989



2011

Böhlau Verlag Köln Weimar Wien

Holocaust mit verantwortlich gemacht.<sup>12</sup> Weil allerdings auch die anderen europäischen Nationalstaaten nicht immun gegen solche »primordialen« Identitätskonstruktionen waren und sich die Idee des Nationalen überall vor allem auch über die *Nationalisierung von (Alltags-)Kultur* durch- und in den subjektiven Selbstkonzepten festsetzte, werden in den folgenden Abschnitten auch Beispiele aus anderen Nationen angeführt. Durch sporadische Vergleiche und den gelegentlichen transnationalen Blick soll vermieden werden, für den komplexen Prozess des Nationalismus als einem grundsätzlich gesamteuropäischen (und im Zuge des Kolonialismus und der weltweiten Verflechtungen universellen und transnationalen) Phänomen<sup>13</sup> vor schnell einen deutschen Sonderweg zu konstruieren oder einen solchen zu stark zu gewichten und damit einseitig zu beleuchten.

### 1.1 Akteure und kulturelle Vermittlungsformen des Nationalen

»Dem Begriff<sup>14</sup> wie der Sache nach hat der Nationalismus<sup>15</sup> sich nicht zufällig erst im ausgehenden 18. Jahrhundert herausgebildet.<sup>16</sup> Der Nationalismus war in mehr als einer

<sup>12</sup> Siehe zu »primordialen Gemeinschaften« Giesen (1993, 48 ff.), auch Eisenstadt und Giesen (1995) sowie Brubaker (1992, 4, 162) zur Kontinuität der deutschen Identitätskonstruktion als eine Art »ethnokulturelles Faktum«. Zu deren Einfluss auf den »deutschen Sonderweg« pointiert Giesen (2000).

<sup>13</sup> Siehe zur Herausbildung von Unterschieden des Nationalismus insbesondere in West- und Osteuropa Gellner (1999) und Hroch (2005), zur Forschung des Nationalismus als universellem Phänomen auch Geulen (2004). Siehe zum Ansatz eines transnationalen Nationalismus, zu einer globalgeschichtlichen Perspektive auf die Verflechtungen des Deutschen Kaiserreichs Conrad (2006). Dessen viel beachtete Arbeit vertritt die Leitthese der vorliegenden Studie bereits für das 19. Jahrhundert: Bereits hier hätten sich Nationalismus und globale Verflechtungen, also Re- und Denationalisierung, wechselseitig bedingt.

<sup>14</sup> Nach Winkler (1978, Anm. 3) findet sich der Begriff »Nationalism(e)« erstmals bei Herder (1774: »man nennt Vorurteil! Pöbele! Eingeschränkten Nationalism!«). In: *Sämtliche Werke* V, 1891, 510).

<sup>15</sup> Der Begriff »Nationalismus« wird im Folgenden wie hier bei Winkler allgemein für »nationale Bewegung« oder auch »Idee des Nationalen« gebraucht, wobei die Rolle speziell des »organisierten Nationalismus« für den Prozess der Nationalstaatsbildung im Einzelfall zu klären ist; siehe Hrochs diesbezügliche Typisierung nationaler Bewegungen in Europa (2005). Siehe zusammenfassend auch Jansen, Borggräfe (2007) zu den verschiedenen Möglichkeiten, Nationalismus zu begreifen.

<sup>16</sup> Hier wird davon ausgegangen, dass erst mit der Französischen Revolution eine prinzipiell neue Form des Nationalismus entsteht, wenngleich beachtet werden muss, dass Frankreich im Vergleich zu anderen europäischen Nationsbildungen eher ein Sonderfall ist (siehe genauer Borggräfe, Jansen 2007, 120–144). Der moderne Nationalismus ist jetzt (meist) säkular und zweitens »gleichermaßen Ausdruck wie Instrument einer Mobilisierung von Massen« (Winkler 1978, 5); und er wird mit Demokratie und Plebiszit verbunden. Es

Hinsicht ein Produkt der Krise: Er entstand als Ideologie des aufstrebenden Dritten Standes, der nach den klassischen Worten des Abbé Sieyès von 1789 alles war und nichts bedeutete. Die Herausforderung des Bürgertums galt einer funktionslos gewordenen herrschenden Klasse, die eben dieses Funktionsverlustes wegen begrifflich und bald auch praktisch aus der »Nation« ausgeschlossen wurde. Das Bürgertum sah sich als den allgemeinen Stand an und identifizierte sich als solcher mit der Nation. Der geistig und wirtschaftlich führende Stand sollte auch die politische Führung übernehmen, zu der das Ancien régime, getragen von einem weithin noch übernational empfindenden Hochadel, nicht länger fähig war. Die Stoßrichtung des französischen Nationalismus war also anfänglich eine innenpolitische und sein Inhalt eindeutig gesellschaftspolitischer Natur. Er zielte auf die Ablösung der ständischen durch eine staatsbürgerliche Gesellschaft« (Winkler 1978, 6).

Auch in den deutschen Staaten waren es die erstarkenden bürgerlichen Kräfte, insbesondere die Intellektuellen mit ihren Reformkonzepten, Traktaten, Dichtungen, Bildern und Bauwerken<sup>17</sup>, die als neue Deutungseliten die Idee des Nationalen zumindest in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts trugen und voranbrachten und dabei zugleich das ehemals zentralistische Deutungsmonopol der Kirche aufbrachen. Für die Ausdeutung, Etablierung und Verbreitung des Konzeptes der Nation als vorgestellter Volksgemeinschaft mit einem festgelegten Territorium, einer nationalen Kultur, Sprache und Geschichte spielten insbesondere die *Wissenschaften* eine wesentliche Rolle.<sup>18</sup>

würde zu weit führen, die Voraussetzungen der Nationsbildung in den vorausgegangenen Jahrhunderten genauer zu beleuchten, zum Beispiel die territorialen und kulturellen Homogenisierungen durch die Glaubenskriege des 17. Jahrhunderts, siehe hierzu Kallscheuers (1996) Arbeit über die westfälische Glaubens- und Staatsordnung als Voraussetzung der politischen Nationsbildung. Siehe zum frühneuzeitlichen Nationalismus in Europa auch die von Dann (1986) herausgegebenen Beiträge nebst Auswahlbibliographie zur Bedeutung insbesondere der Konfession und der Territorialisierung der Bekenntnisse; für die Ausbildung nationaler Identität besonders Schilling (1991) und weitere Beiträge in dem von Giesen (1991) herausgegebenen Band; für den Fall Deutschlands insbesondere auch Winkler (2000, Bd. 1). Siehe auch zu den »Bildern der Nation« in der frühen Neuzeit Bielefeld, Engel (1998).

<sup>17</sup> Siehe zum Beispiel Giesen (1993), Hardtwig (1994), auch Kunze (2005). Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, hier allein für Deutschland auch nur einige der wichtigen Protagonisten und Vordenker des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts vorstellen zu wollen. Berücksichtigt man nur die Vertreter romantischer Schulen und hier die schreibende Zunft, so fällt auf, dass nahezu alle mit ihren Werken in irgendeiner Weise für die nationale Idee eintraten: Herder, Fichte, die Brüder Grimm, von Arnim, von Kleist etc.

<sup>18</sup> Siehe hierzu Geulen (2004) und Kaschuba (1993, 66–70), auch aus Sicht der Historiker zum Verhältnis von Wissenschaft und Nation Jessen, Vogel (2002): Tagungsbeiträge diskutieren, wie sich die »scientific community« verschiedener Disziplinen und die Nation als »imagined community« in wechselseitiger Abhängigkeit entwickelten. Wichtige Ver-

Es liegt auf der Hand, dass gerade die frühe *Volkskunde* mit ihren im Laufe des 19. Jahrhunderts sich etablierenden Grundkategorien von Stamm, Sprache, Sitten und Siedlung<sup>19</sup>, mit ihren nach ästhetischen Gesichtspunkten gesammelten und geretteten, aus den historischen Kontexten gerissenen Relikten einer vor dem Untergang zu bewahrenden Volksdichtung, Volkstracht oder Volksmusik sowie mit ihren homogenisierenden Gemeinschaftsvorstellungen und ihrem statischen Kultur- und Traditionsbegriff von Anfang an geneigt und geeignet war, am Konstrukt der bürgerlichen Kulturnation mitzustricken. Um die Verbindung zwischen wissenschaftlichen Praktiken und der Nationsbildung nochmals zu fokussieren, seien hier die bekannten Entwicklungen in groben Zügen in Erinnerung gerufen: Es ist kein Zufall, dass sich eine *nationale Volkstumswissenschaft* mit ihrer romantischen Erfindung vom »Volksgeist«, wie er sich am reinsten in mündlicher Volksüberlieferung germanischen Ursprungs offenbare, und der massenmedialen Verbreitung der entsprechenden »Funde« einer urwüchsigen Volkskultur Ende des 18. und dann vor allem im 19. Jahrhundert<sup>20</sup> zeitgleich mit der nationalen Bewegung auszubilden begann. Und es ist auch kein Zufall, dass sich die Volkskunde als Fach Ende des 19. Jahrhunderts – zunächst durch die Gründung von Vereinen, Zeitschriften und Museen – institutionalisierte, als in Deutschland der Nationalstaat endlich gegründet war und der Nationalismus zu einer zunehmend aggressiven und dominierenden Kraft zu werden sich anschickte. Dass die Volkskunde dann im Nationalsozialismus, wo sie sich mit den neu eingerichteten Lehrstühlen als akademisches Fach endgültig etablierte, nicht nur von der Volkstumsideologie instrumentalisiert wurde, sondern

mittlungsinstanzen und Stichwortgeber des Nationalen waren zum Beispiel neben dem Museum, den internationalen Ausstellungen (siehe zum Beispiel Stoklund 1994) oder den Messen auch der wissenschaftliche Verein. Wie andere neuere Forschungen (Metzler 2000) zeigen, waren auch bis in die 1960er Jahre hinein die Naturwissenschaften vom Denken in nationalistischen Kategorien beeinflusst. Insbesondere die Physik diente der Politik und Öffentlichkeit als »nationales Aushängeschild« (zum Beispiel Albert Einstein zunächst um 1920 als deutscher Kulturbotschafter).

<sup>19</sup> Siehe zunächst W. H. Riehl: *Die deutsche Arbeit*. Stuttgart (1861).

<sup>20</sup> Siehe zum Beispiel zur »Erfindung der Volkspoesie« durch die romantischen Volkslied-, Sagen- und Märchensammler, wie zum Beispiel Achim von Arnim, Clemens Brentano oder die Brüder Grimm, deren romantisch-nationalen Impulsen dann im 19. Jahrhundert viele weitere Sammler von regionalen Sagen und Märchen folgten, Bausinger (1980, 11–19), Gerndt (1986, II.1). Im Laufe des 19. Jahrhunderts rückten dann auch die materiellen Überlieferungen, besonders Erscheinungsformen der Volkskunst, zunehmend in den Blick. Siehe zum Beispiel de Jong (2006) zur Musealisierung der Volkskultur in Freilichtmuseen der Niederlande als ein Beitrag zur Bildung einer nationalen Identität.

größtenteils als »völkische Wissenschaft« selbst aktiver und konstitutiver Bestandteil derselben war, wurde ebenfalls mehrfach herausgearbeitet.<sup>21</sup>

Dieses Indienstgenommenwerden durch die national(sozial)istische Politik galt bis zu einem gewissen Grad für alle *geistes- und sozialwissenschaftlichen, insbesondere die historischen Disziplinen*.<sup>22</sup> So war die Geschichtswissenschaft bereits im 19. Jahrhundert neben den nationalen Philologien, die Nationalliteratur kanonisierten, den Sprachwissenschaften oder der Geografie, die mit ihren Karten und (Sprach-)Atlanten nationalen Raum auswiesen und mit produzierten<sup>23</sup>, Teil jener gesellschaftlichen Praxis, die durch die Vermittlung eines »kollektiven Gedächtnisses« und machtpolitisch gewendeter Geschichtsbilder an der Nationsbildung mitwirkte. Sie lieferte die Erinnerungsdaten, -orte und historischen Mythen; sie wurde von den unterschied-

<sup>21</sup> Siehe den Band »Völkische Wissenschaft«, hrsg. von Jacobeit, Lixfeld, Bockhorn (1994), zunächst auch Bausinger (1965), Emmerich (1968), Gerndt (1987). Siehe allgemein zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde Bausinger (Kap. I) Gerndt (1986, 20–24), Kaschuba (1999, bes. 20–38, 70–75). Die volkskundliche Fachgeschichte wird meist nicht mit den romantischen Interpretationen der Volkskultur, sondern mit den vorausgehenden aufklärerischen Beschreibungen der Lebensweise des (einfachen) Volkes im Kontext der Statistik, Topographie und Kameralistik begonnen. Die nachhaltig wirksame Verbindung von Volk, Volkskultur und Nationalkultur wurde dann vor allem seit der Zeit der Romantik popularisiert.

<sup>22</sup> Historiker und auch Sozialwissenschaftler – oder Schriftsteller (zum Beispiel Thomas Mann) – waren es auch, die die erste, im Ersten Weltkrieg ihren Höhepunkt erreichende Sonderwegthese von der Überlegenheit der deutschen »Kultur« (zum Beispiel der Romantik und des Historismus) gegenüber der »Zivilisation« der Nachbarn (zum Beispiel der Naturrechtslehre und Aufklärung) aktiv mit verbreiteten und dann auch, etwa mit ihrer Kritik am »undeutschen« Parlamentarismus, den nationalsozialistischen Ideen den Weg bereiteten (siehe Kocka 1992, 10). Historiker trugen nicht zuletzt auch selbst im Nationalsozialismus zur Legitimierung des »Volkstumskampfes« im Osten, zur Expansion des »Dritten Reiches«, bei, siehe Haar (2000) und Wolfrum (2001, 47–54). Letzterer fasst zusammen, wie führende »mitkämpfende« Historiker nach 1933 als »Helfershelfer einer rassistischen Politik« fungierten, und weist darauf hin, dass auch die anderen historisch-philologischen Fächer sich beeilten, der neuen Ideologie zuzuarbeiten. Neben der Geschichte (siehe zum Beispiel zur Ur- und Frühgeschichte Steuer, Hakelberg 2001) wurde beispielsweise auch die Romanistik »siegesdeutsch«. Siehe zum Verhältnis Wissenschaft und Nation auch Jessen, Vogel (2002).

<sup>23</sup> Die Bedeutung der Karten für die Konstruktion von nationalen Sprach- und Kulturräumen erläuterte bereits Cox (1994) am Beispiel des Atlas der deutschen Volkskunde. Siehe zur »Vermessung von Kultur« mit Hilfe dieses identitätspolitischen Instrumentes auch Schmoll (2009). Siehe auch Lehn (2008) über die Geschichte der deutschen historischen Schulatlanten von der Reichsgründung bis zur Wiedervereinigung, in der die Bedeutung von visuellen Geschichtsbildern für die jeweiligen politischen Legitimationsstrategien, zum Beispiel der nationalsozialistischen Weltanschauung mit ihrem rassistischen Imperialismus und deren Lebensraumideologie, aufgezeigt wird.

lichen Strömungen der Nationalstaatspolitik des 19. und 20. Jahrhunderts in der Wahl ihres Gegenstandes<sup>24</sup> und dessen Interpretation »ausgerichtet«.

So sah die *liberal-borussianische Geschichtsschreibung* »in der ganzen deutschen Geschichte seit dem Spätmittelalter Preußen die neue deutsche Reichseinheit vorbereiten«. Zur Verbreitung solcher nationalen Geschichtsbilder trug zudem bei, dass »fast alle bedeutenden Historiker des 19. Jahrhunderts [...] vorübergehend oder dauernd auch publizistisch tätig waren, in einer Form der Publizistik, die bestrebt war, aktuelle politische und gesellschaftliche Probleme aus der Perspektive historischen Wissens [...] zu entscheiden.«<sup>25</sup> Und es bleibt anzumerken, dass bis heute die eigene Standortgebundenheit in einem wie auch immer definierten (post-)nationalen Raum die historische Forschung, zum Beispiel die Auswahl und Interpretation »Deutscher Erinnerungsorte«<sup>26</sup>, bestimmt. Die Zukunft wird erweisen, inwieweit insbesondere auch entsprechende Forschungsprojekte der sich gegenwärtig zunehmend europäisch und transnational orientierenden Wissenschaften – analog zur Nationsbildung im 19. Jahrhundert – auch nachhaltig zu einer postnationalen oder europäischen Identitätsbildung beitragen werden.<sup>27</sup>

In diesem Rahmen ist es nicht möglich, den Prozess der *Popularisierung des Nationalen* – von der romantischen Intellektuellenidee liberaler Bildungseliten des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts zu einer spätestens seit dem Kaiserreich nahezu alle gesellschaftlichen Gruppen erfassenden Vaterlandsbegeisterung – genauer nach-

<sup>24</sup> So erklärt sich zum Beispiel auch die Vorliebe für die Beschäftigung mit dem Mittelalter, insbesondere der Gotik als dem »deutschen« Zeitalter, siehe hierzu besonders Gerrit Leerhoffs Beitrag über diesen »Erinnerungsort« und seine Indienstnahme für die Nationalgeschichte, in Carcenac-Lecomte u. a. (2000).

<sup>25</sup> Hardtwig (1990a, bes. 224–244). Historiker wirkten zum Beispiel auch als Berater der Regierung aktiv an der Umsetzung der Nationalstaatspolitik mit, wie zum Beispiel H. v. Treitschke 1888 an der Planung des Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmals. Siehe auch Langewiesche (2008) zur Notwendigkeit des Aufbrechens des lange vorherrschenden kleindeutsch-nationalstaatlichen Geschichtsbildes, das im Übrigen zur Sonderwegthese beitrug.

<sup>26</sup> François, Schulze (2001), siehe hierzu zum Beispiel die Rezension Hans-Ulrich Wehlers zum ersten Band: Was uns zusammenhält. In: Die Zeit, Nr. 13 (22. 3. 2001), 28: »Wer zu Beginn des neuen Jahrhunderts ein Inventar der deutschen »Gedächtniskultur« aufstellt, wird sich daher fragen, welchen Erinnerungsfragmenten er im Lichte eines erwünschten historischen Bewusstseins in seiner Bestandsaufnahme einen privilegierten Platz einräumen, welche anderen er aber nicht aktivieren möchte.« Siehe hierzu auch François (1995) zur Frage, ob und wie man die Geschichte der deutschen Erinnerungsorte schreiben könne.

<sup>27</sup> Siehe auch bereits Jöhler (1999 und 2003) zum Prozess eines »Europe Building« im Alltag und durch die wissenschaftliche Praxis der Europäischen Ethnologie. Siehe hierzu auch Kaschuba (2008) sowie Poehls, Vonderau (2006). Zur Funktion von Historikern als »Baumeistern Europas« im 20. Jahrhundert siehe Rößner (2009), auch Kaelble, Kirsch (2008).

zuzeichnen und dabei alle Akteursgruppen, deren Zielvorstellungen und die mannigfaltigen kulturellen Vermittlungs- und Repräsentationsformen gleichermaßen zu berücksichtigen. Dabei war das Nationale eine zunächst vom Bildungsbürgertum und lange Zeit eher von den Protestanten sowie vom männlichen Bevölkerungsteil getragene Idee, die sich in Deutschland, wie auch in anderen europäischen Regionen, überdies erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die nationalistischen Massenorganisationen auch auf dem Land ausbreitete.<sup>28</sup> Manche gesellschaftliche Gruppen, wie die die Sozialisten und Arbeiter<sup>29</sup> oder die deutschen Katholiken, die dem Nationalismus wohl als eine Art säkularer Religion misstrauten, konnten sich erst spät oder kaum für den sich seit der Reichsgründung zunehmend radikalisierenden Nationalismus erwärmen. Erst als die der Nation zugeschriebenen Eigenschaften und Ideale in Form kultureller Praktiken und ritualisierten Verhaltens zunehmend in der unmittelbaren Lebenswelt erfahrbar wurden, führte dies zu einer auch *sozialen Ausweitung* der jetzt in vielfältiger Weise organisierten nationalen Bewegung.<sup>30</sup> So entwickelte sich die Turnbewegung; die Schützen-, Gesangs-<sup>31</sup> oder dann vor

<sup>28</sup> Siehe hierzu zusammenfassend Borggräfe, Jansen (2007, 33–81), Kunze (2005), auch Langewiesche (1996). Siehe zur Beteiligung der Frauen an der Durchsetzung der nationalen Ideen Frevert (1996). Die deutsche Frauenbewegung nutzte die Egalitätsverheißung der nationalen Bewegung für ihre eigenen emanzipatorischen Interessen, siehe auch den Band »Frauen und Nation« (1996) sowie zum geschlechtsspezifischen Blickwinkel auf das Konzept »Nation« Planert (2000). Siehe auch die US-amerikanische Historikerin Reagin (2007), die die These vertritt, dass deutsche Frauen seit der Reichsgründung durch die nationale Imprägnierung alltäglicher haushaltsnaher Verrichtungen gemäß dem Ideal der »deutschen Hausfrau« auf die nationale Idee verpflichtet wurden.

<sup>29</sup> Siehe zum Beispiel Dann (1996), Winkler (2000). Die Sozialisten betrachteten den deutschen Nationalstaat zwar auch als notwendig, doch lehnten sie dessen Form (von 1871) als Klassengesellschaft ab. Siehe auch allgemein zur Arbeiterbewegung und der Nationalen Frage H. Mommsen (1979).

<sup>30</sup> Siehe zum Beispiel Langewiesche (1996) und Hardtwig (1990, bes. 249), der darauf hinweist, dass die Akteure, zum Beispiel die Auftraggeber und Organisatoren von Nationaldenkmälern im Kaiserreich, insbesondere bürgerliche Verwaltungsbeamte waren. Erst bei der sich seit den 1880er Jahren ausbreitenden Bismarck-Denkmal-Bewegung waren dann auch verstärkt Kleinbürger beteiligt. Arbeiter und Bauern fehlten wie auch bei den anderen Denkmaltypen gänzlich. Die unterbürgerlichen Schichten waren zum Beispiel auch bei den großen nationalen Schützenfesten vom Festplatz ausgeschlossen (wie in Frankfurt am Main 1862).

<sup>31</sup> Siehe zur Ausbildung von Nationalbewusstsein durch die deutschen Männergesangsvereine zum Beispiel Klenke (1998), auch Düding (1983 und 1988, 166–190).

allem die Kriegervereine<sup>32</sup> breiteten sich aus, und das Land wurde von nationalen Denkmälern<sup>33</sup> durchzogen.

Das Konstrukt einer einheitlichen, eigenen und meist auch als überlegen gedachten »nationalen Kultur« einer nationalen Volks- und Sprachgemeinschaft wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die Beteiligung der Massen an solchen kulturellen Praktiken, von der Schillerfeier über das Turnerfest bis hin zur Denkmalsteinweihung, popularisiert und trivialisiert (Giesen 1993). Immer größere Teile der Alltagskultur wurden mit nationalen Tönen unterlegt und zur Vermittlung oder Vergegenständlichung der Idee des Nationalen herangezogen. Kaschuba (1995, 292) geht davon aus, dass sich die Ausweitung des Nationalen als »unverzichtbare Selbstzuschreibung«, seine »Anthropologisierung während des 19. Jahrhunderts, in dem Maße vollzog, wie Facetten der Alltagskultur allmählich eine nationalistische Imprägnierung erfuhren«. Das heißt auch, dass das Nationale in ästhetischen, die Sinne ansprechenden Formen als *anthropologisch-universalistisches Modell* (Gellner 1999, Kaschuba 1995) vermittelt wurde und so in bestimmten Kontexten bis heute wirkt. Erst die nationalen Feste (zum Beispiel Düding 1988, Sperber 1992, Sprengel 1990), das rituelle Begehen nationaler Feiertage (Schellack 1990), die nationale Erziehung in Vereinen mit ihren Praktiken der »Einverleibung« von nationalen Wert- und Verhaltensvorstellungen (Goltermann 1998, Langewiesche 1990, Schmid 2009) ließen die Nation für breitere Bevölkerungskreise zu einer emotional hoch bewerteten »kulturellen Alltagsgemeinschaft« werden (Löfgren 1995b, 356; François, Siegrist, Vogel 1995). Auch der Schulunterricht sowie die Massenmedien, die einen nationalen Bildungskanon und vielfach reproduzierte nationale Ikonen, Bildmotive und Mythen (zum Beispiel Link, Wülfing 1991; Meyer 2003; Münkler 2009) vermittelten, oder auch militärische Paraden (Vogel 1997) sowie die »vaterländischen Kriege« mit ihrer Nationalisierung des Heldentodes trugen zur Veralltäglichen der Nationalgemeinschaftsidee bei.

Im Nationalsozialismus war die »Nationalisierung der Kultur« (Löfgren 1989) im Zeichen der Vermittlung systemkonformen Denkens und Handelns – jetzt endgültig in völkischen und rassistischen Kategorien – so weit entwickelt, dass kaum noch soziale Räume und alltagskulturelle Gegenstandsbereiche von einschlägiger Ideologie unberührt geblieben waren. Diese mischte bekanntlich in der Tradition der Romantik stehende Vorstellungen zum Weiterleben germanischer Wurzeln in

<sup>32</sup> Siehe Düding (1996). Gerade die nationalen Kriege, die Kriegerdenkmäler und die »Nationalisierung des Todes«, die später im Ersten Weltkrieg ihren Höhepunkt erreichte, trugen wesentlich zur Popularisierung der Vorstellung einer nationalen Gemeinschaft bei, weil sie die Gleichheit auf dem »Altar des Vaterlandes« priesen und rituell inszenierten. Siehe Koselleck und Jeismann (1994).

<sup>33</sup> Siehe zum Beispiel Hardtwig (1990b), Nipperdey (1968), Schlie (2002), Schmoll (1995), Tacke (1995).



Abb. 13: Helden und Kriege: Nationalisierung des öffentlichen Raumes. Siegesdenkmal in Freyburg/Unstrut von 1895

der »Volkskultur« mit dem Gedankengut der völkischen Bewegungen und Rassenlehren (siehe Bausinger 1965). So ließ die Einteilung in »deutsche« (oder »nordische«) und im Gegensatz dazu »artfremde« Kultur offiziell kaum Zwischenräume, ließ nichts ausgespart: Weihnachten zum Beispiel war zur »deutschen Weihnacht« oder, was sich besser durchsetzte, zum germanischen Wintersonnwendfest erklärt worden; das Krippenspiel wich der Aufführung des »germanischen Märchens«, das Kreuz in der Propaganda der »Rune«.<sup>34</sup>

<sup>34</sup> Betont werden muss hier, dass es sich um normative, propagandistische Setzungen handelte, die jedoch durch die Massenmedien, Propagandafilme wie den über die »Deutsche Weihnacht«, durch die Schule und die weiteren Institutionen (»Hitlerjugend« etc.) sowie zum Beispiel durch die Praxis des Singens einschlägiger Lieder vermittelt wurden. Bekanntlich mussten die Nationalsozialisten die wenigsten Symbole und vorgeblich germanischen Kontinuitäten neu erfinden, sie konnten auf die entsprechenden, beispielsweise bei Jacob Grimm (*Deutsche Mythologie*, Göttingen 1835) angelegten Ideologeme des 19. Jahrhunderts zurückgreifen und ihnen zu weiterer Breitenwirkung verhelfen. Zur Kontinuität solcher Deutungen auch Bausinger (1965 und 1999, hier bes. 78).

Diese Veralltäglicung des Nationalen als Kultur (und via Kultur) während des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeitigte die besagten kognitiven und emotionalen Wirkungen. Die Vorstellung, eine nationale Identität zu haben, wurde so zu einer fraglosen Gewissheit, »quasi zu unserer zweiten Natur« (Kaschuba 1995, 292). So wurde es möglich, dass das Erlebnis, die Nationalhymne zu hören, die Flagge zu tragen, in einem nationalen Festzug mitzumarschieren, bei den Einzelnen Gefühle wie Stolz auslöst(e), Kampfesmut aktiviert(e) und eine Selbsterhöhung (oder gegebenenfalls auch das Gefühl der Scham und Erniedrigung<sup>35</sup>) bewirkte. So wurde im Namen der Nation ein Lied gesungen, ein Denkmal gebaut, demonstriert, revolviert, gestorben und getötet, aber zum Beispiel auch ein neues Staatsgebilde und Rechtssystem installiert, das auf der Idee der Gleichheit und/oder Einheit eines »freien Volkes« gegründet war.

## 1.2 Nation als Zentralperspektive: Vielfalt in der Einheit

Ein zentralistischer *Nationalstaat*, der die zuvörderst gegenüber den Fürstentümern bestehenden Loyalitäten und die Vielfalt der deutschen Staatenwelt aufhob, war vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und insbesondere aus Sicht der Liberalen und großer Teile der Demokraten, jedenfalls in Deutschland, eine Notlösung, folgt man Langewiesche (1992, 1996, 2008). Die liberalen Kräfte in den deutschen Staaten und viele Demokraten dachten großenteils bei Nation – vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – an die Kulturnation und dabei an eine *föderative Vielfalt*. Es ging ihnen lediglich darum, den reaktionären Deutschen Bund<sup>36</sup> zu reformieren. Erst als die friedlichen Reformbemühungen, die sie in Kooperation mit den Fürsten anstrebten, an den reformunfähigen oder -unwilligen Fürsten und Einzelstaaten scheiterten, wurde der unitaristische Nationalstaat und auch die Revolution zunehmend attraktiv. Erst nach der Reichsgründung, in den 1870er Jahren, fand – allerdings verbunden mit dem nun zunehmend »rechten« Nationalismus – eine gewisse Ablösung vom Einzelstaat und damit eine »innere Nationsbildung« eines jedoch weiterhin im Grundzug stark föderativ orientierten, »zusammengesetzten Staates« statt.<sup>37</sup>

Hier mag die gegenwärtig vielfach zu beobachtende – relativ schwache nationale oder jedenfalls die vergleichsweise starke und positive regionale – Identifizierungs-

<sup>35</sup> Zum Beispiel das Stichwort »Versailles« nach dem Ersten Weltkrieg.

<sup>36</sup> Jürgen Müller (2006, hier zit. 566 f.) vertritt allerdings wie Langewiesche (2008) die These, dass der Deutsche Bund nach 1848 keine »glatte Antithese zur Nation« gewesen sei, sondern in gewisser Weise den deutschen Föderalismus fortgesetzt habe.

<sup>37</sup> Siehe zu dieser Betonung des föderativen Grundzuges der deutschen Geschichte Langewiesches Arbeiten (hier zit. 1992, 372 f., ferner zuletzt 2008).

praxis eine mögliche historische Erklärung finden. Denn in Deutschland bildete im 19. Jahrhundert und auch danach noch in mancher Hinsicht<sup>38</sup> die »Region« – das Fürstentum oder der *Einzelstaat* mit seiner jeweils eigenen Geschichte – den primären politischen und verwaltungstechnischen Bezugsrahmen (jenseits der engeren lokalen Bindungen). Ihm wurde zuerst und vor allem Loyalität entgegengebracht (Langewiesche 1992); ihn rahmte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gleichzeitig die tradierte Idee des alten supranationalen Reiches als ein mit ihm verwobener weiterer Horizont. Beide Identifikationen ergänzten und durchdrangen sich zunächst eher, als dass sie – wie in anderen Gegenden Europas<sup>39</sup> – miteinander konkurrierten oder sich ausschlossen. Langewiesche (1996, 50) zeigt, dass man noch in den 1860er Jahren beispielsweise,

»ohne dies als Widerspruch zu empfinden, in den Schillerfeiern zwei Vaterländern huldigen konnte: dem deutschen und dem einzelstaatlichen. Deutsches Nationalfest und schwäbisches Volksfest sah ein Teilnehmer in Stuttgart ineinander übergehen: ›In der Herrlichkeit des engeren Vaterlandes [...] stellte sich mir die Herrlichkeit des großen deutschen Vaterlandes dar. Die stolzesten Wünsche und Hoffnungen gingen mir auf in einem: Hie gut Württemberg allewege.‹<sup>40</sup> Es wurde nicht nur Schwarz-Rot-Gold geflaggt, auch die Landes- und Stadtfahnen hisste man, und an vielen Orten wurden die Fahnen aller deutschen Staaten gezeigt.«

Diese *Doppelidentität* vermittelte und verfestigte sich vor allem durch symbolische Repräsentationen, zum Beispiel bei den nationalen Aufzügen und Festen der Schützen oder der Turner, die als Zusammenspiel landsmannschaftlicher Trachtengruppen organisiert waren. Zunächst wurde auch hier unter dem Banner des Fürstentums oder der Stadt und in der regionalen Tracht aufmarschiert. Der übergeordnete nationale Bezugsrahmen bildete sich bei diesen Festaufzügen durch das Gesamtarrangement heraus sowie durch die Praxis des gemeinsamen Marschierens in ei-

<sup>38</sup> Dieser deutsche Regionalismus wurde im Wilhelminismus keinesfalls – trotz der zunehmend zentrifugalen Kräfte des Nationalen – gänzlich aufgebrochen. Der Fürstenbund wurde zwar von Preußen dominiert, bestand aber weiter. Im Nationalsozialismus wurde das »angeblich an Stammestraditionen orientierte, in Wirklichkeit nach politischer Zweckmäßigkeit organisierte System der ›Gauen‹ propagiert, das sich seinerseits am politischen Willen des Reichs orientierte« (Bausinger 1965, 181). Auch verlor der Regionalismus sich dann in der DDR mit ihrem Nivellierungsstreben, das sie von der föderalen BRD unterschied, keinesfalls ganz. In der Zeit nach 1990 wurde landsmannschaftliches Bewusstsein wieder durch die Einführung der Bundesländer aber auch durch andere kulturelle Praktiken, wie die Einführung eines »mitteldeutschen« Rundfunks als »Region Builder« mit Beiträgen über regionale Geschichte, revitalisiert.

<sup>39</sup> Siehe zum Beispiel zu den regionalen und nationalen Identitäten im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts Haupt u. a. (1998), auch Haslinger (2000).

<sup>40</sup> Morgenblatt für gebildete Leser (1859/2, 1149), zit. nach Langewiesche (1996, 50).

nem – zunächst regionalen – Kollektiv, das sich jedoch harmonisch in die nationale Gesamtformation, in den hier inszenierten »Volkskörper«, fügte (siehe Goltermann 1998, Langewiesche 1996).

Die Nation bildete hier gleichsam eine Art *Zentralperspektive*, die den feierlichen Aufzügen der einzelnen teilnehmenden regionalen Gruppen in der Topographie der Inszenierung häufig eine räumliche, aber vor allem auch im übertragenen Sinne eine zeitliche, visionäre Ausrichtung gab. Dass das Nationale Bezugsrahmen, Zentrum und Fluchtpunkt zugleich war und die Regionen sinnhaft zusammenführte, machten Arrangements, wie beispielsweise das im Festraum des Schützenfestes in Frankfurt am Main, besonders augenfällig: Die Festhalle wurde in diesem Jahr 1862

»durch einen Gabentempel beherrscht, den eine Germania krönte – das zentrale Symbol für die deutsche Nation und zugleich politisch offen für alle Bedeutungen, promonarchisch bis republikanisch, und in der Revolution 1848/49 auch in Karikaturen verwandt. Die Germania der Schützen, 20 Meter hoch, gab sich friedfertig. Sie hält den Kranz für den Sieger, Schild mit Reichsadler und Schwert sind aufgestützt, darunter die Fahnen der deutschen Staaten«<sup>41</sup> (siehe auch Abb. 14).

Entsprechende Inszenierungen mit der Germania als Flucht- oder Mittelpunkt für auf sie bezogene regionale Ensembles scheinen häufiger gewesen zu sein. Im »Deutschen Dorf« auf der Weltausstellung in Chicago 1893 hatte man im »Rittersaal« der mittelalterlichen Wasserburg ein 51-köpfiges Wachsfigurenensemble um die Germania mit dem Ehrenkranz gruppiert, darunter im engeren Kreis zunächst »nationale Helden« wie Hermann der Cherusker, Karl der Große, Friedrich Barbarossa sowie Kaiser Wilhelm I., die dann des Weiteren von Wachsfiguren in der historischen Festtagstracht der nun zur Nation vereinigten »Stämme« umgeben wurden (siehe Wörner 1999, 175).

Umgesetzt und vergegenwärtigt wurde die Idee der modernen Nation zunächst also vor allem – abgesehen von den geläufigen Heldenfiguren und historischen Mythen – durch die tradierten kulturellen Bilder und Symbole des Regionalen, die ihr eine historische Weihe – Legitimität durch Tradition – verliehen.<sup>42</sup> Gerade die frühen

<sup>41</sup> Langewiesche (1996, 52). Siehe weitere Belege im Ausstellungskatalog »Marianne und Germania«, hrsg. v. Plessen (1996, 60 ff.), insbesondere zu Abb. 14, der Tischuhr mit Germaniastatue, die ein Jahr nach dem ersten deutschen Schützenfest in Frankfurt (1862) den »Wunsch der liberalen Kräfte nach nationaler Einigung im Rahmen einer konstitutionellen Monarchie« vergegenwärtigen sollte (zit. v. Plessen 1996, 60). Sie wurde vom Präsidenten des ersten Schützenfestes gestiftet.

<sup>42</sup> Die Parallele zwischen Nationsbildung früher und der symbolischen Vergegenwärtigung von Europa heute ist offensichtlich (siehe Quenzel 2005, Götz 2009). Wie im 19. Jahrhundert das Regionale nationalisiert wurde, so baut die kulturelle Praxis des Building Europe auf einer Neukontextualisierung von ehemals nationalen Traditionsbeständen auf, die nun

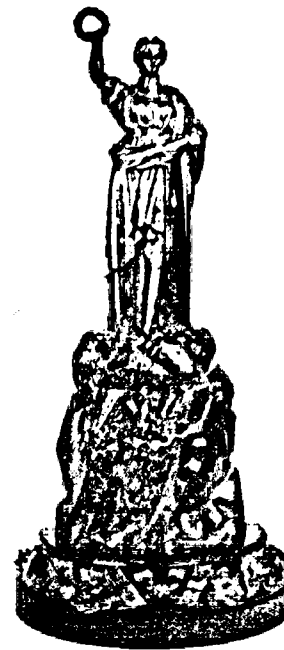


Abb. 14: Tischuhr mit Germaniastatue von 1863: Nachbildung der »Germania« vom Schützenfest in Frankfurt am Main 1862

nationalen Museen und Musentempel, meist räumlich an hochsymbolischen Orten in der Nähe des Zentrums der Macht angesiedelt<sup>43</sup>, bündelten die regionale Vielfalt explizit als nationale Kunst.<sup>44</sup> Und ein Publizist wie Wilhelm Heinrich Riehl, der die Nation programmatisch als politische Zentralperspektive für die »Volkskunde als Wissenschaft«<sup>45</sup> verstand, trug durch seine Beschreibungen von »Land und Leute(n)«, in denen er die Regionen gewissermaßen als das kulturelle Rückgrat der

Bausteine für die Vergegenwärtigung des noch abstrakten größeren Bezugsrahmens werden.

<sup>43</sup> Siehe zu »politischer Topographie und Nationalismus« für den Fall Münchens Hardtwig (1994). Im Übrigen waren die Musentempel, diese Manifestationen der Kulturnation, in der Stadtopographie vieler im 19. Jahrhundert umgebauten europäischen Städte an exponierter Stelle platzierte Knotenpunkte.

<sup>44</sup> Dass die Nation eine Zentralperspektive auch für die Kunst bilden und durch die Kunst als zentraler Bezugspunkt verankert werden sollte, wird wohl kaum deutlicher als durch die Präsentation von Historien- und Schlachtengemälden in der 1876 eröffneten Berliner Nationalgalerie. Als »nationale Thaten« erhielten sie einen eigenen großen Saal. Der Cornelius-Saal bildete den großräumigen Mittelpunkt des Museums (siehe Grabowski 1993).

<sup>45</sup> »Die Volkskunde selber aber ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, so lange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat.«

Nation vorführte, dazu bei, die dann in der zweiten Jahrhunderthälfte zunehmend rivalisierenden Konzepte der nationalen Einheit und des kulturellen Partikularismus zusammenzuführen.<sup>46</sup>

Die regionale Volkskultur wie Trachten und Volkskunst wurde seinerzeit durch lokale Vereine bereits als Identitätssymbol gepflegt, was ihren Einsatz als Symbole für die Nationsbildung begünstigte. Das Regionale wurde dann teilweise zum Synonym für das Nationale, diente als dessen Miniaturmodell. So springt zum Beispiel gerade die oberbayerische Folklore bis heute im Bewusstsein mancher Interviewpartnerinnen und -partner zwischen regionalem und nationalem Symbol hin und her.<sup>47</sup> Die *Vielfalt in der Einheit* – als im Übrigen nicht nur deutsches Motiv der Nationsbildung – wurde insbesondere auch im Nationalsozialismus (»deutsche Gauen«) mit nur gering variierendem »Material« aus der regionalen Volkskultur inszeniert und mit den modernen Massenmedien popularisiert. Die »deutschen Volks-« und die »deutschen Bauerntrachten« des nationalsozialistischen Propaganda-Fotografen Hans Retzlaff beispielsweise führten Deutschland als vitales vorindustrielles Bauernland in landsmannschaftlicher oder stammlicher Gliederung vor; soziale Unterschiede oder zeitlicher Wandel wurden ausgeklammert.<sup>48</sup> Solche »Visiotypen« (Pörksen 1997) – stereotyp inszenierte, einflussreiche Ikonen und Bildmuster – waren ein zentraler Baustein in der Vermittlung und Verfestigung einer Bildästhetik von »typischen« Deutschen, die unschwer bis in die jüngste Zeit nachwirkt, wenn diese, wie etwa im Kontext der Doppelpassdebatte, in den Vorstellungen der »ordinary people« als primär »groß und blond« wahrgenommen wurden.

W. H. Riehl: Die Volkskunde als Wissenschaft (1858), hier zitiert nach der Ausgabe von 1903 (237): *Culturstudien aus drei Jahrhunderten*. Stuttgart.

<sup>46</sup> In dem hier zitierten 1854 erstmals erschienenen Band der vierbändigen »Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik« werden die regionalkulturellen Unterschiede zwischen den ländlichen nord-, süd- und mitteldeutschen Landschaften betont. »Sozialpolitik« sollte auf einer genauen Kenntnis der unterschiedlichen Lebensweise und des »Volkscharakters« der Bürger basieren. Siehe Stein (2001): »Riehl imagined the nation in an expanded sense: as the foundation and raison d'être of his new science [...]». He was a cultural particularist and political nationalist, welcoming the consolidation of the German states into one nation, yet regretting the attendant disintegration of local cultural tradition.«

<sup>47</sup> Siehe auch Götz (1999). Hier spielen im Übrigen der in den Alpenländern besonders früh einsetzende Tourismus und die zum Teil gezielt aufgebauten regionalen Selbst- und Fremdstereotypen eine große Rolle. Siehe zum Auto- und Heterostereotyp vom (Ober-)Bayern – und aus der zum Beispiel in den USA verbreiteten Sicht – des Bayern als Repräsentant des Deutschen als Biertrinkendem, Lederhosenträgendem Älpler zum Beispiel Gockerell (1974). Siehe auch allgemein Bausinger (1998).

<sup>48</sup> Retzlaff, Hans: *Deutsche Bauerntrachten*. Berlin 1934; ders.: *Deutsche Volkstrachten*. Berlin, Leipzig 1935. Siehe die Interpretationen und Funktionsbestimmungen dieser Bildästhetik der »blutsdeutschen Stämme« Hägele, König (1999).

Auch auf den *Weltausstellungen*, diesen internationalen Selbstdarstellungen sich ausbildender kompetitiver nationaler Ökonomien, Produkte, Stile und Kulturen, präsentierten sich viele Nationen, wie etwa Spanien in Barcelona oder 1893 Deutschland in Chicago, als regional zusammengesetzte Gebilde. Zunächst sollte hier die Reichhaltigkeit der jeweiligen Nationen gezeigt werden. Doch erfüllten das hier inszenierte »Spanische Dorf« oder das »Deutsche Dorf« sicherlich noch eine weitere Funktion, wenn sie regionaltypische Repräsentationsbauten oder Bauernhäuser aus verschiedenen Gegenden in ein harmonisches Ensemble überführten. Diese Vorläufer der ersten Freilichtmuseen im historistischen Stil (Wörner 1999, 73 ff.) oder auch die Schauen regionaler Volkskunst, wie sie auf allen Weltausstellungen präsentiert wurden, sollten dazu beitragen, eine *Nation als Einheit* überhaupt erst zu formen. Das Bild des »Dorfes« inszenierte die in manchen Ländern sehr problematische Dialektik zwischen gelebtem regionalen Selbstverständnis und dem Anspruch auf nationale Homogenität und die Hegemonie des Nationalstaates. Der diesbezügliche Konflikt wurde durch die ruhige Ästhetik des Arrangements regionaltypischer Bauwerke, die ein nationales Ganzes formten, überhöht oder verdeckt. Es schien notwendig, das Regionale und Nationale auszubalancieren, in manchen Nationen, wie in Spanien, regelrecht auszusöhnen. Es galt hier, die beiden Antipoden Region und Nation wenigstens kompensatorisch in der Volkskunst und in der folkloristischen Baukunst in eine harmonische Verbindung im Sinne einer *Vielfalt in der Einheit* zu überführen, wenn dies in der politischen Realität schon nicht immer in befriedigender Weise gelang.

Auch das Jahn-Denkmal im Berliner Volkspark Hasenheide – um mit einem weiteren Beispiel nach Deutschland zurückzukehren – setzte diese Idee einer Kulturation der Regionen und deutschen Landsmannschaften um. Diese grüßten und ehrten als regionale und lokale Turnvereine von Hessen bis »Pennsylvania«, vom Spessart bis Australien den »Turnvater« und volkstümlichen Kämpfer für die nationale Idee mit einem aus ihrer Heimat geschickten Gedenkstein für seinen Denkmalssockel (siehe Abb. 15).<sup>49</sup> Dieses liberale Nationenkonzept, das die Bürger durch ihren Stein im weitläufigen Denkmalfundament unterstützten, konkurrierte in Form eines *Denkmalskampfes* (Langewiesche 1996) kurz nach der Reichsgründung mit der neuen, sich jetzt durchsetzenden militaristischen, von Preußen dominierten kleindeutschen Nation. Diese ließ der preußische König und deutsche Kaiser mit seinem Denkmal, der Siegestsäule, unter Anwesenheit von Militär und unter Aus-

<sup>49</sup> Auch in diesem Ensemble stand die Nation nun im Zentrum, verkörpert hier durch Jahn als »Teutomannen« (Th. Nipperdey). Die verschiedenen Regionen wurden auf diese Zentralperspektive hin ausgerichtet. »Dass aus den preußischen Provinzen 63 Steine im Sockel eingelassen waren, aus den übrigen deutschen Staaten nur 41 und aus Österreich lediglich acht, macht den Wandel im territorialen Schwerpunkt der deutschen Nation durchaus angemessen sinnfällig« (Langewiesche 1996, 56).



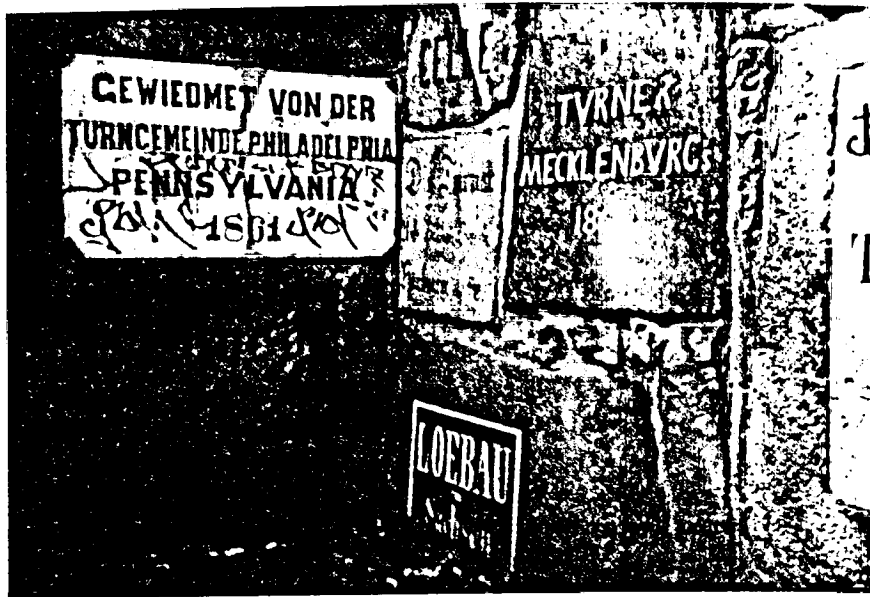


Abb. 15: Sockelsteine des Jahn-Denkmal im Volkspark Hasenheide, Berlin-Neukölln

schluss des hier in die Zuschauerrolle verdrängten Volkes im Jahr 1873 – ein Jahr nach dem Jahndenkmals – symbolisch im Berliner Tiergarten errichten.<sup>50</sup> Der Sieg über Frankreich überragte die Hauptstadt nun als weithin sichtbarer erster Triumph des neu gegründeten Staates. Und »Freiheit« meinte zunehmend nicht mehr die Befreiung vom Ständestaat, Volkssouveränität und Bürgerrechte, sondern die nach der Reichsgründung allorts gefeierte Befreiung vom äußeren Feind Frankreich.<sup>51</sup> Auch die pathetischen Verse in einem der Sockelsteine des Jahndenkmals schlagen bereits den nun im Kaiserreich zunehmend zu findenden ethnisierenden Ton an: »Volksgemeinschaft« und die »Reinheit« der »deutschen Erde« verbinden sich mit einem klaren Aus- und Abgrenzungsauftrag:

»Nun sandten die Turner vom fernen Saargau mich hierher, / den Vater zu ehren, auch allen Brüdern Gruß zu bringen / und herzliche Mahnung, daß nimmer wiederkehre der

<sup>50</sup> Dass das liberale Konzept letztlich gescheitert war, zeigte sich bei diesem »Denkmalskampf« in Berlin auch daran, dass der zur Einweihung des Jahndenkmals eingeladene preußische König hier nicht auftauchte, siehe dazu Langewiesche (1996, 55–57).

<sup>51</sup> Oder Freiheit bedeutete eine innere sittliche Freiheit, die es durch die körperliche Ertüchtigung zu entwickeln galt. Diesen Wertewandel zeigt zum Beispiel Goltermann (1998) am Beispiel der Slogans der Turnerbewegung.

Tag / wo straflos der Fußtritt des Fremden deutsche Erde / entweicht und der Bruder versäumte den Bruder«.

### 1.3 Bedürfnisse und Triebkräfte hinter der Nationsbildung

#### *Abgrenzung nach außen und Homogenisierung nach innen*

Fragt man nach den Bedürfnissen und Triebkräften hinter der Nationsbildung, so kommt man nicht umhin, den Prozess der nationalen Einigung vor allem als Abgrenzungs- und Konkurrenzprojekt zu verstehen. Homogenisierung nach innen wird in der Regel durch die Abgrenzung von einem Außen vorangetrieben und motiviert. Dies zeigt sich ganz konkret daran, dass zunächst militärische Auseinandersetzungen oder gewaltsame Erhebungen gegen andere Nationen wichtige Einflusskräfte auf die Ausbildung und Durchsetzung eines nationalen Selbstverständnisses waren: in Deutschland die Napoleonischen Kriege und späteren Kämpfe und Rivalitäten insbesondere mit Frankreich, in Dänemark die kriegerischen Konflikte mit Deutschland, in Italien oder Tschechien und Ungarn die Auflehnung gegen die Habsburger Monarchie.<sup>52</sup> Diese kriegerischen Aktionen und Aufstände forcierten eine kollektive Identitätsbildung ex negativo – durch die Abgrenzung von Fremd- und Feindbildern. Die nationale Einigung hatte den Charakter einer »Befreiung« und wirkte, insbesondere – aber nicht nur – dort, wo die »Befreiung« gelang<sup>53</sup>, mythenbildend und identitätsstiftend.

Dieser Prozess der Nationsbildung durch Abgrenzung vom Fremd- oder Feindbild der Nachbarn wurde als ein *Kampf der Bilder und Symbole* vergegenwärtigt und vorangetrieben. Dieser in Bildern, Liedern, Flugblättern oder Zeitungen ausgetrage-

<sup>52</sup> Siehe Kaelble (1999, hier 396), zur Typologisierung der Nationalbewegungen auch Hroch (2005). Zur Nationsbildung durch Kriege Langewiesche (1995, 194 ff.) und besonders Jeismanns Studien (1992) zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918.

<sup>53</sup> Wie wenig entscheidend der historische (Miss-)Erfolg einer solchen Befreiungsaktion für seine mythenbildende Kraft sein kann, zeigt zum Beispiel der Fall Ungarn. Die 1848er Revolution endete dort keinesfalls mit der erhofften endgültigen Befreiung von der österreichischen Vorherrschaft, im Gegenteil, diese wurde alsbald umso blutiger wieder errichtet. Doch im Unterschied etwa zu Deutschland, wo »1848« – jedenfalls bis zu seiner öffentlichen Umbewertung als »Vorgeschichte« im Kontext der Feier des 50-jährigen Bestehens des Grundgesetzes im Jahr 1999 – als misslungene Revolution vergleichsweise wenig beachtet worden ist, wird »1848« in Ungarn heute noch an einem der Nationalfeiertage (dem 15. März) erinnert. Siehe v. Klimó (1999): »In der kollektiven Erinnerung der Ungarn wuchs die Revolution erst durch ihre blutige Unterdrückung zu einem nationalen Mythos hinaus.«

ne und den Massen vermittelte Symbolkampf, der für die Nationsbildung als kultureller und mentaler Prozess konstitutiv war, nutzte und schuf Ikonen und nationale Mythen: Die deutsche Germania stand der französischen Marianne am Rhein gegenüber (siehe von Plessen 2006). Der »deutsche Wald« wurde von Malern wie Caspar David Friedrich als urwüchsiges Gegenbild zur französischen »Künstlichkeit« der Rokokogärten geschaffen (siehe Lehmann, Schriewer 2000). Und sogar das deutsche Bier, bereits von Madame de Staël als Symbol der Deutschen beschrieben, wurde gegen den französischen Wein ins Feld geführt.<sup>54</sup> In Form von Konsumgütern wurde der nationale Geist also geradezu »einverleibt« und durch nationale Sportwettkämpfe des Weiteren in den Körper eingeschrieben.<sup>55</sup>

Politische, ökonomische und symbolisch-kulturelle Homogenisierung nach innen und Abgrenzung und Konkurrerung mit einem Außen waren einerseits komplementäre und andererseits ineinander verwobene gleichzeitige Phänomene und Prozesse. Dies demonstriert auch die Form des friedlichen Wettstreits der Nationen, die zur Ausbildung eines nationalen Bewusstseins beitragen: die Weltausstellungen und internationalen Messen. Der Wettlauf in der Industrialisierung und Modernisierung spielte eine Rolle speziell für die Ausbildung eines *nationalen Wirtschaftsraumes*. Nationale Volkskultur und nationale Baustile vergegenwärtigten das Neben- und Miteinander der neuen kompetitiven Industrienationen (siehe Wörner 1999). Nationale Volkswirtschaften bildeten sich aus, um den neuen nationalen Markt zu organisieren, zu stärken und zu schützen.<sup>56</sup> Nationale Stile wurden im wahrsten Wortsinne über und als Produkte konstruiert und verbreitet. »Made in Germany« wurde zum Innbegriff für »typisch deutsche« Produkteigenschaften – haltbar und funktional. Und diese Eigenschaften ließen sich alsbald als Stereotypen auf die Bewohnerinnen und Bewohner dieses nationalen Wirtschaftsraumes übertragen und, umgekehrt, tradierte Lehren über den »Volkscharakter« wurden zunehmend für die Vermarktung nationaler Produkte instrumentalisiert und dabei weiter festgeschrieben.<sup>57</sup>

<sup>54</sup> Siehe de Staël: D'Allemagne (1814). Siehe allgemein insbesondere zu Fremdstereotypen über die Deutschen aus französischer Sicht und über den Symbolkampf zwischen Frankreich und Deutschland Hägele (1998); siehe zur antifranzösischen Ausrichtung vieler deutscher Nationalsymbole auch Reichel (2005).

<sup>55</sup> Siehe zur Bedeutung von Länderspielen für die Entwicklung eines nationalen Wir-Gefühls auch Eisenberg (1999), zum Thema »Körper und Nation« Goltermann (1998) und (für Schweden) Frykman (1993).

<sup>56</sup> Dieser nationale Markt wurde seit dem Ersten Weltkrieg zunehmend von den Unternehmern wie den Arbeitnehmern als planbar und gestaltungsfähig angesehen. Siehe zur Rolle der Volkswirtschaften für die Ausbildung einer nationalen Identität Wagner, Didry, Zimmermann (2000).

<sup>57</sup> Siehe insbesondere zur Bedeutung des Deutschen Werkbundes und später der Autoindustrie für die Tradierung nationaler (Produkt-)Eigenschaften Breidenbach (1994); siehe auch

Der Nationalstaat lässt sich somit auch als notwendige Reaktion auf die Erfordernisse einer modernen Industriegesellschaft erklären. Sie benötigte homogene Strukturen und Institutionen, konnte nur durch effizient organisierte Kommunikationswege und -mittel (Presse, Post, Eisenbahn) – zunächst vor allem durch eine einheitliche Schriftsprache für einen Austausch und durch eine von den Intellektuellen homogenisierte Kultur – funktionieren, über die man sich nicht zuletzt zur Selbstvergewisserung und Positionierung verständigte.<sup>58</sup>

»Diese Schriftsprachen schufen [...] das Fundament für das Nationalbewußtsein.« Denn durch den entstehenden nationalen Buchmarkt wurden sich die Menschen allmählich »der Hunderttausende, ja Millionen Menschen in ihrem eigenen Sprachbereich gewahr – und gleichzeitig der Tatsache, daß ausschließlich jene Hunderttausende oder Millionen dazu gehörten. Diese Mit-Leser, mit denen sie über den Buchdruck verbunden waren, bildeten, in ihrer besonderen, diesseitigen und »ersichtlichen« Unsichtbarkeit den Beginn der national vorgestellten Gemeinschaft« (Anderson 1993, 51).

Erst durch die Ausbildung eines *Systems nationaler Medien* seit der frühen Neuzeit war es letztlich möglich, eine »nationale Kultur«, einen kollektiv zu teilenden Wissens- und Wertefundus, zu vermitteln, konnten sich nationsweit geteilte Glaubens- und Wissensbestände ausbilden, die dann ein nationales Bewusstsein im Sinne der vorgestellten Gemeinschaft schufen. Die Möglichkeiten der technischen Reproduzierbarkeit von zum Beispiel Kaisers Geburtstag, von Paraden oder Hitlers Reden in einem dichter werdenden nationalen Kommunikationsnetz, zu dem zu den Schulbüchern, Zeitungen und Flugschriften der frühe Film, der Rundfunk und dann die Wochenschaun und (später, im Falle Deutschlands, in demokratischen Zeiten) das Fernsehen hinzukamen, erleichterten die »Herrschaft und Beherrschung von Bewusstsein«. Dieses Ziel wurde dann seit dem Kaiserreich als einem – sich durch solche doktrinären Ansprüche auszeichnenden – »Erziehungsstaat« besonders auch durch ein einheitlich vom Staat organisiertes Bildungswesen umgesetzt. In den einzelnen, im Wilhelminismus längst normierten Schultypen als Veranstaltungen des Staates »gewann das Programm einer vaterländischen Erziehung im nationalen Sinne eine überragende Bedeutung« (siehe Benner, Schriewer, Tenorth 1998). Als einheitliche Kulturaufgabe wurde die Erziehung der Jugend zu national denkenden und fühlenden Menschen angesehen und dazu ein Kanon an vaterländischen Versen, Liedern und Fahnenappellen eingesetzt. Kultureller Raum wurde somit dank der

Löfgren (1995a) zur entsprechenden Ableitung von »Swedishness« aus einer »einfachen«, »klaren« Formsprache im Bereich der Alltagskultur des Wohnens. Siehe auch unten »Nation als Marke«.

<sup>58</sup> Siehe besonders Gellner (1983, 1999), Anderson (1983) und Deutsch (1966 und 1972) über die Funktionsbestimmung der Nation als »Kommunikationsgemeinschaft«.

modernen Medien zu nationalem Raum und der abstrakte nationale Raum erhielt eine konkret greifbare homogenisierte Kultur (siehe Löfgren 1989).

### Quasi-religiöse Sinnstiftung und Gleichheit auf Erden

Noch in einer anderen Hinsicht war die gesellschaftliche *Modernisierung* ein wichtiger Erfolgsfaktor für die Ausbreitung des Nationalen. Die Homogenisierung der politischen, ökonomischen, kommunikations- und verwaltungstechnischen Strukturen im Nationalstaat, des Bildungssystems und der Bildungsinhalte als den »hard facts« und die Ausbildung eines integrativen nationalen Gemeinschaftsbewusstseins als »soft fact« lassen sich als Produkt der – und zugleich als Gegenbewegung gegen die – zunehmende(n) funktionale(n) und soziale(n) *Differenzierung* der modernen Gesellschaft verstehen (Hahn 1993, Nipperdey 1986). Die gesteigerte Mobilität, die Industrialisierung, Urbanisierung und das Anwachsen des Proletariats in den sich ausdehnenden Städten mit ihren anonymen Sozialbeziehungen ließen zum einen herkömmliche lokale und soziale Identitäten und Loyalitäten brüchig werden. Mit der Aufklärung und dem Rationalismus brach zum anderen auch der bis ins 18. Jahrhundert nur vom dynastischen Reich und vor allem von der Kirche vertretene Anspruch, »große« universalistische Sinnstiftungen und Vergemeinschaftungen zu bieten, auf – die Welt wurde profaner. Metaphysischer Sinn, das Aufgehen in einem großen Ganzen, war nicht mehr fraglos gegeben. Dieses Brüchigwerden der traditionellen lebensweltlichen Ordnungen durch die Folgen der Industrialisierung und der universalistischen Ordnungen, durch die »Entzauberung der Welt«<sup>59</sup>, begünstigte die Suche nach »großen« kompensatorischen Gemeinschaftsangeboten. Gerade durch die Rückprojektion einer »Volksgemeinschaft« in eine mythische germanische Vorgeschichte, in ein »primordiales Paradies« (Giesen 2000), und durch quasi-religiöse, kultische Inszenierungen des Nationalen in prozessionsartigen Festveranstaltungen im gegenwärtigen Alltag konnten sowohl metaphysische Sinn- und Gemeinschaftssuche befriedigt als auch sich verschärfende soziale Gegensätze und lokale Entwurzelungen kompensiert werden.

»Der moderne Nationalstaat traf, als die Religion verblasste, auf ein Sinnvakuum. Die Feste verraten noch, wie alte und neue Formen insgeheim zusammenhängen: Die Prozession, die zuvor bereits zum höfischen oder patrizischen Aufzug verweltlicht worden war, wurde zum Festzug, wie in Hambach, und später [...] zum Aufmarsch von quasimilitärischer Disziplin, der Glaube und Geschlossenheit darstellte. [...] Die Fahnen und

<sup>59</sup> In diesem häufig angeführten ethisch-moralischen Begründungszusammenhang für die »Erfindung der Nation« wird immer wieder auf das hier angeführte Zitat von Max Weber zurückgegriffen, siehe Kaschuba (1995), Anderson (1983).

die Farben, Choräle und Lieder, der Rhythmus und die Zeichen, die Märtyrer und die Blutzeugen, sie alle bekräftigen mythische Verbundenheit« (Stürmer 1993, 91).

Die »Umwandlung des Nationalismus in einen Religionsersatz«<sup>60</sup>, die ihn zusätzlich attraktiv machte, wurde auch durch den totalitären Anspruch vorangetrieben:

»Wenn die Loyalität gegenüber der Nation einen höheren Rang für sich beanspruchte als jede andere Bindung, dann kam der Nation eine geradezu transzendente Qualität zu. Sie wurde an Stelle der Kirche zur verbindlichen Sinngebungs- und Rechtfertigungsinstanz des nachrevolutionären Menschen.«<sup>61</sup>

In diesem *quasi-religiösen Gemeinschaftsmythos*<sup>62</sup> wurden Unterschiede dann nicht mehr als soziale (ständische oder klassenmäßige), sondern als *ethnische* und – in einem größeren Rahmen als im Regionalismus – wieder als *territoriale* definiert. Sie wurden an die Grenzen der Nation oder stärker auf ethnische Minderheiten innerhalb des Nationalstaates verlagert. Für Deutschland galt dies jedenfalls zunehmend für die Zeit nach der Reichsgründung 1871. Zuvor wirkte der Nationalismus auch hier als das, wie Norbert Elias schreibt, »mächtigste soziale Glaubenssystem des 19. und 20. Jahrhunderts« und eher als ein egalitärer Zukunftsentwurf, der »einen erheblichen Grad von Demokratisierung« voraussetzte.<sup>63</sup> Die Glaubensdoktrin war – auch in Deutschland zumindest theoretisch – eine »Kampfansage an die überlieferte Ständegesellschaft mit ihrem dichten Geflecht an Privilegien und Ausgrenzungen«. Sie »versprach jedermann – Frauen wurden noch nicht in das Egalitätsversprechen einbezogen – politische und rechtliche Gleichberechtigung. Und er säkularisierte den Glücksanspruch des Individuums« (Langewiesche 1992, 345 f.).

<sup>60</sup> Dass jedoch Nation und Religion nicht in jedem Fall komplementäre Phänomene waren und nicht in jedem Fall die Nation als »Ersatz-Religion« fungierte, sondern dass, zumal im östlichen Europa im 19. und 20. Jahrhundert, ein komplexes Wechselverhältnis zwischen Nation und Religion besteht, arbeiteten zuletzt die Beiträge in einem Band von Schulze Wessel (2006) heraus. Dabei wird je nach Fall unterschiedlich beurteilt, inwiefern von einer Sakralisierung der Nation oder aber einer Nationalisierung der Religion (zum Beispiel in Polen) auszugehen ist.

<sup>61</sup> Winkler (1978, 6). Siehe entsprechend auch Nipperdey (1986a) oder Kaschuba (1995, 292): »Wie im Geltungsbereich der Religion bedurfte es kultureller, ja kultischer Elemente, um die nationale Teleologie wirksam werden zu lassen. Und wie dort führte deren Nicht-Praktizieren auch hier zur Ausgrenzung, der Exkommunikation aus der Gemeinschaft.«

<sup>62</sup> Haupt und Tacke (1996, 270 ff.) sprechen auch, Wehlers Deutsche Gesellschaftsgeschichte anführend (III, 938–946, zit. 944), von einer säkularen, einer »politischen Religion«.

<sup>63</sup> Elias (1989, 194 ff.). Auch hier wird der Nationalismus als Produkt und Phänomen der Moderne angesehen, das sich von älteren Vorstufen durch diesen egalitären Anspruch unterscheidet.

Gerade in der erwähnten suggestiven Betonung und Vermittlung der vorgestellten Gemeinsamkeiten, an denen »jedermann« beteiligt werden konnte, ist ein Hauptgrund für den Erfolg der Idee des Nationalen, für die massenhafte Nationalisierung kollektiver Identitäten im Laufe des 19. Jahrhunderts zu suchen. Die »erfundenen Traditionen« (Hobsbawm, Ranger 1983), die Ursprungsmythen, kollektiven Erinnerungen und völkischen Lehren gestalteten die abstrakte Idee des Nationalen inhaltlich aus. Aber auch die gemeinsamen Pflichten, verbindenden Aufgaben und auch zunehmend, seit der Nationalstaat soziale Leistungen gewährt, die staatsbürgerlichen Rechte und sozioökonomischen Vorteile machten und machen damit eine Zugehörigkeit zu ihm plausibel und attraktiv. Und gerade die gewährten Rechte lassen dann auch nach der Logik des Nationalismus die Bestimmung und Ausgrenzung von »Fremden«, die nicht beteiligt werden sollen, konsequent erscheinen.

Dabei ist sicherlich ein wesentlicher Grund für die Durchsetzungs- und Überlebensfähigkeit der Idee des Nationalen, dass sie an sich eine Gleichheits- und Gemeinschaftsideologie ohne festgelegte Inhalte ist und sich diese je nach Stoßrichtung und Kontext immer neu und flexibel erfinden lassen.<sup>64</sup> Auch Haupt und Tacke (1996, 266) betonen die These, dass »die spezifische Wirksamkeit der nationalen Identität darin besteht, dass sie mit andere Loyalitäten und Dispositionen vereinbar ist und in diesen und durch diese wirkt«. Insbesondere führen sie Verbindungen territorialer, klassenmäßiger, geschlechtlicher und religiöser Identitäten an, deren Zusammenspiel – ein zentrales Thema des in dieser Arbeit verfolgten biografischen Ansatzes – noch viel zu wenig erforscht sei. Aufgrund der *Bedeutungsoffenheit und Polyvalenz* der Idee des Nationalen wurde dieses Konzept so erfolgreich – und bekanntlich auch so häufig missbraucht.

»Der Begriff »Nationalismus« ist einer der inhaltlich vieldeutigsten, die es im politischen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch gibt. Mit diesem Begriff kann das Programm einer Befreiungsbewegung ebenso gemeint sein wie die Bekämpfung und Unterdrückung fremder Völker; Nationalismus kann verbunden sein mit Imperialismus wie Anti-Imperialismus; er kann als »rechte« sowohl wie als »linke« Ideologie auftreten. Der Nationalismus erscheint mithin als eine *coincidentia oppositorum*, und erst im konkreten historischen Zusammenhang kann deutlich werden, wofür der Begriff jeweils steht oder stehen soll« (Winkler 1978, 5).

<sup>64</sup> Auch Langewiesche (1992, 375 f.) führt den Erfolg des Nationalismus im Wilhelminismus auf seine politische Mehrdeutigkeit zurück. Dieser stellte so den Kitt für die verschiedenen politischen Lager, bündelte unterschiedlichste Ziele »zu einer dynamischen Kraft«. Der Nationalismus verband so Unterschiedliches wie »liberal-sozialen Reformwillen, völkische Ideen, Antiparlamentarismus, Antisemitismus und rassistischen Germanismus«.

#### 1.4 Zielvorstellungen: »Ethnos« und »Demos«

Ob liberal und eher fürstentreu, ob demokratisch beziehungsweise republikanisch und eher revolutionär gesinnt, meist ging es den einschlägigen Bewegungen im zersplitterten sowie zeit- und teilweise besetzten Deutschland im 19. Jahrhundert, insbesondere im Vormärz, um eine – im Vergleich zu Frankreich – erweiterte Zielvorstellung. Anders als in diesem Prototyp des modernen Nationalstaates strebten Vertreter der nationalen Ideen hier nicht nur nach »Gleichheit« und »Freiheit« der Staatsbürger – nach den bürgerlichen Grundrechten –, sondern auch nach »Einheit«. Auch wenn die von den verschiedenen Gruppen zu verschiedenen Zeiten in den Deckmantel des Nationalen verpackten Interessen und Vorstellungen bei genauerer Betrachtung jeweils sehr unterschiedlich waren<sup>65</sup> und längst nicht immer primär politische Vorstellungen, sondern andere Bedürfnisse der tieferen Grund oder Hintergrund für die wachsende nationale Begeisterung gewesen sein mögen, so lässt sich doch zusammenfassen: »Einheit« einerseits und »Freiheit« oder »Gleichheit« andererseits hatten als übergeordnete Ziele zwei unterschiedliche, wenngleich in der Praxis häufig zusammenfallende und zusammengedachte Konzepte sowohl von »Nation« als auch von »Volk« zur Grundlage. Die Zielvorstellung der Einheit der zersplitterten Fürstentümer und Staaten, bei der die alte Reichsidee noch nachwirkte – diese häufig schwärmerische Verbindung von Zukunftshoffnung und Vergangenheitsorientierung – sollte, jedenfalls dann in der Zeit der Reichsgründung, realpolitisch in eine »Volksnation« münden. Hier meinte »Volk« »ethnos«, eine Abstammungs-, Sprach- und Kulturgemeinschaft mit einem geschlossenen Territorium, zu dem dann aber eigentlich nach der Logik des Nationalismus auch die übrigen mehrheitlich deutschsprachigen Länder wie Österreich hätten gehören müssen.<sup>66</sup> Dort, wo um der »Freiheit« und »Gleichheit« willen, vor allem in der ganz Europa erfassenden revolutionären Bewegung des Jahres 1848, auf den Barrikaden gekämpft oder dann in Deutschland in der Paulskirche für die Volkssouveränität, für ein Parlament, ge-

<sup>65</sup> Siehe zusammenfassend zu den sich bekämpfenden Versionen nationaler Gemeinschaft der Protestanten, Katholiken, Liberalen, Radikalen etc. Sheehan (1996), an deren Uneinigkeit letztlich auch die Definition eines Nationalstaates mit einer festen geografischen Gestalt und institutionellen Form auf der Frankfurter Nationalversammlung scheiterte. Siehe auch zu einer wissenssoziologisch orientierten Analyse der unterschiedlichen Nationenkonzepte Giesen (1993) sowie Giesen und Junge (1994).

<sup>66</sup> Das »Problem«, dass gerade Österreich wie auch das Alte Reich, das hier Pate stand (Winkler 2000), alles andere als eine homogene Volksnation, sondern ein Vielvölkerstaat waren, wurde nach der neuen Logik nationaler Homogenisierung ausgeblendet oder durch eine ausgrenzende Ethnisierungspolitik »bearbeitet«.

stritten wurde, meinte »Volk« vor allem »demos«, das Wahlvolk einer demokratischen Staatsbürger- oder auch Willensnation.<sup>67</sup>

Generell wirkten das 19. Jahrhundert hindurch beide Konzepte – »ethnos« und »demos« – mit- und nebeneinander. »Volk« meinte, besonders im Vormärz, sowohl eine kulturelle als auch eine politische Gemeinschaft (Langewiesche 1992). Beide Gemeinschaftsvorstellungen ließen sich dann jedoch mit der Nationalstaatsgründung nur unzureichend verwirklichen, was die politische Entwicklung bis hin zum Nationalsozialismus oder zumindest die zunehmende Durchsetzung und Ausbreitung des »ethnos«-Konzeptes sicherlich begünstigt hat.<sup>68</sup> Dass gerade die Idee des »ethnos« als Grundlage einer »großdeutschen« Nation im »unvollendeten« Nationalstaat nicht erfolgreich sein konnte, hatte besonders gravierende Folgen. Gerade die nicht gelungene Zusammenführung der imaginierten Volks-, Sprach- und Kulturgemeinschaft in ein Reich nährte nun nach 1871 weiterhin die Imaginierung und Erfindung von »primordialen Paradiesen«, von in die Vergangenheit zurück- oder auf die Zukunft projizierten Gemeinschaftsutopien (Giesen 2000, 231). »Im Anfang war das Reich«, so lässt Heinrich August Winkler seinen ersten Band über Deutschlands »langen Weg nach Westen« beginnen und verweist darauf, dass der Reichsmythos dann, »über die Grenzen des klassischen Nationalstaates hinaus drängte und autoritäre, antidemokratische Tendenzen stärkte.«<sup>69</sup> Nach der Reichsgründung im Jahr 1871 wich die Idee des »demos« in einer klassengespaltenen Nation dann weitgehend dem »ethnos«-Gedanken.<sup>70</sup> Es setzten sich deutschnationale, antimoderne und antisemitische Kräfte sowie imperialistische Bestrebungen durch. Das Verständnis von Nation als ethnisch homogener »Volksgemeinschaft« forcierte die

<sup>67</sup> Nach dem Prototyp der modernen Nation Frankreich versteht sich die Willensnation als Zusammenschluss aller Bürger. Der Staat fungiert als Vermittler zwischen diesem »volonté generale« und den Individualrechten (und -pflichten) der freien Bürger. Das heißt, diese sind »aus sämtlichen überkommenen Gemeinschaften, Korporationen freigesetzt [...], die ihre oberste Loyalität, die an die Nation, gefährden könnten« (Estel 1988, 184). Siehe zur Bestimmung von »Volksnation«, »Kulturnation«, »Klassennation« und »Staatsbürgernation« auch Lepsius (1982, bes. 23): Letztere »konstituiert sich über die individuellen staatsbürgerlichen Gleichheitsrechte und die Verfahren der demokratischen Legitimation der Herrschaft durch die Staatsbürger«.

<sup>68</sup> Siehe Winkler (2000), zum »deutschen Sonderfall« auch pointiert Giesen (2000).

<sup>69</sup> Zitiert aus Konrad H. Jarauschs Rezension zu Winklers (2000) zweibändigem Werk, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=1085> (letzter Zugriff 12.9.2010). Siehe auch entsprechend Langewiesche (1992, 376).

<sup>70</sup> Diese Entwicklung wurde häufig auch als Wandel vom »linken« zum »rechten« Nationalismus bezeichnet. Siehe hierzu Dann (1996, hier 207), zu dieser These Winklers (1979) auch Goltermann (1998, 13 ff.).

in der »kleindeutschen Lösung« angelegte Dynamik zur Expansion und führte dazu, dass zunehmend Minderheiten ausgegrenzt wurden.<sup>71</sup>

### *Deutschland als Kulturnation: romantische Paradiese*

Der für Deutschland mehrfach von Historikern und Soziologen beschriebene Weg der Nationsbildung<sup>72</sup> und für diese verantwortliche identitätspolitische Diskurse und Praktiken des 19. Jahrhunderts seien hier nochmals grob skizziert. Die Vorstellung einer Einheit von Volk, Sprache, Kultur und Geschichte etablierte sich in Europa als ein »romantischer Nationalismus« (Nipperdey 1986a) im frühen 19. Jahrhundert. Und wengleich dieses Ideenkonstrukt auch in Deutschland mit anderen Vorstellungen von »Nation«, insbesondere der von einer Staatsbürgernation, bis ins Kaiserreich hinein konkurrierte und gelegentlich auch kooperierte, wird in verschiedenen Forschungen die These verfolgt, dass diese »primordiale« Identität der Volks- oder auch der Kulturnation<sup>73</sup>, die naturgegebene, unveränderliche Grenzziehungen zwischen »Eigen« und »Fremd« suggeriert, seit dem 19. Jahrhundert das Fundament der deutschen nationalen Identität bilde. Dieses habe sich durch seine Beständigkeit und sein relatives Gewicht im Verhältnis zu den anderen Identitätsangeboten von den Konzepten westeuropäischer Nachbarn unterschieden.<sup>74</sup> Denn diese hätten, wengleich sie ebenfalls Ursprungsmythen und Nationalkulturen erfanden, weitaus früher als das zersplitterte Deutschland vor allem auch auf identitätsstiftende politische Modernisierungen (Parlamentarismus, Nationalstaatsbildung) zurückblicken

<sup>71</sup> Dann (1996), Langewiesche (1992, 1996). Sheehan (1996) betont, dass die sich im Kaiserreich in der Kriegsbegeisterung zur »Volksgemeinschaft« formierende Nation die einzige Integrationsklammer gewesen sei, nachdem sich die verschiedenen rivalisierenden Gruppen nicht auf ein einheitliches Konzept einigen konnten.

<sup>72</sup> Siehe ausführlich zu den historisch-politischen Implikationen der Nationalidee besonders die Arbeiten von W. J. Mommsen (1990), Wehler (1987) oder Winkler (2000).

<sup>73</sup> Siehe zum Beispiel Brubaker (1992, 4, 162), besonders auch Giesen (2000, 228) und Eisenstadt und Giesen (1995): »Primordial identities refer to sharp and exclusive boundaries based on natural distinctions; they imagine the outsider as a superior demon that cannot cross the boundary and never should.«

<sup>74</sup> Schließlich fand diese Idee der »Volksnation« mit einer starken nationalistischen Aufladung auch Eingang in das Staatsbürgerschaftsrecht von 1913, das der »Reinigung« des »Volkskörpers« von ausländischen »Elementen«, in den folgenden Jahrzehnten den Weg bereitete, siehe dazu Mommsen (1996). Siehe auch Brubaker im Vergleich zu Frankreich (1992). Dass allerdings gerade im östlichen Europa mit seinen Unabhängigkeitsbewegungen von den Großreichen ebenfalls die Nationalkultur und Sprache einen zentralen Stellenwert hatten (siehe etwa Polen mit seinem romantischen Messianismus), sei an dieser Stelle nur angemerkt.

können. Im Unterschied zu Deutschland sei ein entsprechender Nationalismus in Frankreich, England oder den Niederlanden durch die schon gefestigten republikanischen Traditionen in seiner Wirkung abgemildert worden. Diese Errungenschaften wie auch die ihnen vorausgegangenen Revolutionen oder Kriege hätten – dank eines entsprechend geführten öffentlichen Diskurses<sup>75</sup> – ein anderes, um bürgerschaftlichen Stolz erweitertes Nationalgefühl gestiftet.

Gerade weil Deutschland erst sehr spät in den Prozess politischer (nicht ökonomischer) Modernisierung und Nationalstaatsbildung eintrat (Plessner 1959, Hobsbawm 1990), bedurfte es der Vorstellung, wenigstens eine kulturelle und völkische Gemeinschaft zu sein. Klaus von Beyme (1996, 82) beispielsweise nennt die Idee der Kulturnation, ein bekanntes Argumentationsmuster zuspitzend, eine »Tröstungsphilosophie« der romantischen Intellektuellen. Sie hatte in Deutschland (wie etwa auch im von der politischen Landkarte verschwundenen Polen) mangels Möglichkeiten zur politischen Nationalstaatsbildung besonderes Gewicht. Doch nicht nur der Wunsch nach *Kompensation der fehlenden Nationalstaatlichkeit*, sondern vor allem auch das nationale »Trauma« der französischen Besatzung habe in Deutschland die Flucht gefördert in eine »timeless mythical past in which culture and nature are merged and blended in harmony«.

Diese »primordial unity of culture, nature and community« (Giesen 2000, 230) galt in der Zeit der Romantik als im Laufe der Geschichte verloren gegangen und sollte nun wieder entdeckt, gerettet und von den dekadenten Fremdeinflüssen einer »künstlichen« französischen Kultur gereinigt werden.<sup>76</sup> Die Suche nach einer Essenz des »deutschen Wesens« und seiner Ursprünge, frei von Fremdeinflüssen in einer ahistorischen, alltagsfernen, dem Gewöhnlichen – und damit nicht zuletzt auch den Einflüssen der Industrialisierung – entrückten Welt der Kunst, bildete das Motiv für Imaginationen einer »German primordial identity, reducing demos to ethnos and politics to aesthetics«. Diese naturhaften Gemeinschaftsutopien wurden, folgt man Giesens pointierter Argumentation, dann im Laufe des 19. Jahrhunderts, zum

<sup>75</sup> Giesen (2000, 231), Brubaker (1992). Dass hierzu ein entsprechender Diskurs notwendig ist, wird auch deutlich, wenn man beachtet, dass die französischen Revolutionen und Aufstände von 1789/90, 1830, 1870/71 zunächst auch nicht erfolgreicher waren (gemessen an ihren Anfangserwartungen) als »1848« und »1918« in Deutschland, obwohl gerade »1789« für das bürgerschaftliche patriotische Bewusstsein in Frankreich bis heute wesentlich ist.

<sup>76</sup> Siehe auch Nipperdey (1986a, 117), der den gesamteuropäischen Charakter des kulturellen Nationalismus betont und begründet: »Der romantische Nationalismus ist eine Reaktion auf die französische Vorherrschaft in Europa, auf die kulturelle Vorherrschaft der französisch geprägten Aufklärung wie auf die missionarischen Tendenzen der Jakobiner und die imperialen Napoleons, auf Okkupation und Ausbeutung der Völker, auf die Drohung, Europa zu uniformieren. Es ist darum kein Zufall, daß Deutschland zu einem Kernland des romantischen Nationalismus wird.«

Beispiel in den »völkischen Bewegungen«, wiederbelebt, verbreitet und dann von der nationalsozialistischen Ideologie gebündelt.<sup>77</sup>

Den einflussreichen romantischen Vorstellungen zufolge konnte man die verborgenen Wurzeln nationaler Identität zum Beispiel bei der Betrachtung mittelalterlicher Kunst<sup>78</sup> oder zeitgenössischer »deutscher« – beziehungsweise dann nach der Volkstumsideologie »nordischer«<sup>79</sup> – Landschaften entdecken oder beim Einstimmen in die »uralten«, »einfachen« Lieder des Volkes erfüllen. Man konnte sie in des Volkes »unschuldigen«, »reinen« Verslein und Märchen finden, in denen sich dessen schöpferische Kollektivkraft, der »Volksgeist«<sup>80</sup>, über die Jahrhunderte hinweg ungebrochen zu offenbaren schien. Entsprechend galt es bekanntlich, diese »Natur-« und zugleich »Nationalpoesie«<sup>81</sup> als Relikte germanischer Mythen und Kraftquell für die

<sup>77</sup> Siehe Giesen (2000, 232): Diese nachromantischen völkischen Bewegungen waren ein Reflex auf die zwischen 1880 und 1910 erfolgte Modernisierung und Mobilität vom Land in die Städte. Deutschland war die führende militärische und industrielle Macht auf dem Kontinent geworden. Ein »lost ethnic paradise«, das die »gesunden kraftvollen Bauern« noch zu verkörpern schienen, wurde nach den einschlägigen Ideologien der »dekadenten« und entfremdenden Welt der großen Städte gegenübergestellt. Neue Reformbewegungen entstanden – Wandervogel, Jugendstil, Wagner, Naturnähe, Nudismus, Reformen in der Musik sind die Stichworte. Auch Nostalgie und Folklore standen für das postromantische Ideal einer Verschmelzung von Kultur, Gemeinschaft und Natur. Des Weiteren beeinflussten andere Diskurse und Praktiken der »Reinigung« die deutsche nationale Identität: Rassenkonzepte, Antisemitismus und Eugenik als Versuche, die Gesellschaft nach der »Natur« (auf der Basis wissenschaftlicher Begründungen) zu organisieren. Der Nationalsozialismus verband dann rassistische Konzepte mit solchen der völkischen Bewegungen. Siehe entsprechend zum Beispiel auch v. Beyme (1996, 83), der von einer Trivialisierung der Idee der Kulturnation und ihrer Vorbereitung rassistisch-völkischer Ideologien spricht. Siehe zur Disparatheit dieser »völkischen Bewegungen« auch Puschner (2001).

<sup>78</sup> Siehe zum Beispiel zum Bau des Kölner Doms als Nationaldenkmal Nipperdey (1986b). Historismus und Neogotik galten in allen europäischen Städten als nationale Baustile, siehe Wörner (1999).

<sup>79</sup> Siehe Bausinger (1965). Insbesondere zum »deutschen Mythos« Wald, der seit der Romantik immer wieder als Symbol für die urwüchsigen Kraftreserven der Deutschen angeführt wurde, Lehmann (1999, bes. 98 f.); Lehmann, Schriewer (2000). Die »nordische« Landschaft war, im Übrigen auch in den skandinavischen Ländern, ein wichtiges Symbol nationaler Identität.

<sup>80</sup> Nach dieser romantischen Vorstellung vom Volk als Schöpferkollektiv war das Volk dem Einzelnen vor- und übergeordnet. Diese organologische Vorstellung wirkte sich dann auch auf die politischen Konzepte aus: »Die Nation kann nicht mehr nach dem Modell des Vertrages von den sich zusammenschließenden Einzelnen konstruiert werden, das Ganze ist vor den Teilen« (Nipperdey 1986a, 114).

<sup>81</sup> Siehe zum Beispiel Bausinger (1980, hier zit. 20) zur romantischen Gleichsetzung von »Volks-«, »Natur-« und »Nationalpoesie« in der Tradition Herders und insbesondere dann bei den Brüdern Grimm. Als Nationalpoesie galt ihnen, wie Bausinger es ausdrückt, dem-

in vieler Hinsicht ent- und überfremdete Gegenwart zu sammeln. Dieses kulturelle Erbe, das die bürgerlichen Intellektuellen suchten, schien sich im bodenverwurzelten Bauerntum am reinsten bewahrt zu haben. Es sollte gerettet, gegebenenfalls von den Fremdeinflüssen gereinigt sowie dem Volk in Form der im Laufe des 19. Jahrhunderts zahlreich edierten Sammlungen von »Volksdichtung« zurückgegeben werden. Auch die seit Ende des Jahrhunderts entstehenden kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Museen, die materielle »Volkskunst«, Zeugnisse einer ländlichen Sachkultur, sammelten und ästhetisch aufbereiteten<sup>82</sup>, unterstanden letztlich einem solchen nationalen Bildungsauftrag.

Diese *Praktiken des Findens und Erfindens eines nationalen Erbes* der Kulturnation wurden oft explizit als identitätspolitische Aktionen begriffen. Dies zeigt besonders deutlich Jacob Grimms Aussage, dass seine 1848 erschienene »Geschichte der deutschen Sprache« politisch bis auf die Knochen sei.<sup>83</sup> Auch Achim von Arnim und Clemens Brentanos Sammlung »alter deutscher Lieder« verfolgte bei dem zweiten und dritten Band des »Knaben Wunderhorn« patriotische Motive. Es gelte, die kulturelle Einheit der Deutschen bewusst zu machen und damit auch die Opposition gegen Napoleon zu stärken, so warb von Arnim in einem Sammelauftruf.<sup>84</sup>

Überhaupt galt Sprache in der Tradition Humboldts, Herders oder auch Jacob Grimms als das dem jeweiligen Volk ureigenste Mittel, das die Wirklichkeit nicht nur repräsentiert, sondern die Wahrnehmung derselben vorstrukturiert. Und damit war es das primäre Merkmal, das die Völker in ihrer Weltsicht, Eigenart und Mentalität ganz wesentlich auszeichnet und unterscheidet. Die Sprache wurde als der »Schlüssel zum Geist des Volkes« angesehen (Nipperdey 1986a, 111, 116). Ein Zitat Jacob Grimms aus dem Jahr 1846 zeigt die gängige Vorstellung einer *organischen Verbindung zwischen Sprache, Volk und Nation*:

»Ein Volk ist der Inbegriff der Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen und jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen, einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf,

nach »nicht nur die Dichtung, die aus der Anonymität des Volkes hervorgegangen ist, sondern vor allem jede Dichtung, die den Geist der Nation verkörpert«.

<sup>82</sup> Siehe zum Beispiel Korff (1996) über die Volkskunst als »mythomoteur«; siehe Korff, Roth (1990) zum historischen Museum als »Identitätsfabrik«; auch Wörner (1999) insbesondere über die Bedeutung der nationalen Volkskunst auf den Weltausstellungen und den nicht zuletzt in diesem Kontext entstehenden (Freilicht-)Museen.

<sup>83</sup> J. Grimm: Geschichte der deutschen Sprache (1868, IV), zitiert nach Sheehan (1996, 37). Siehe auch Frühwald (1986) zur Idee kultureller Nationsbildung und der Entstehung der Literatursprache in Deutschland. Außerdem ausführlich in diesem Zusammenhang zu Klopstock, Herder, Fichte und Kleist Fischer (1996).

<sup>84</sup> In »Beckers Reichsanzeiger« vom Dezember 1805, siehe v. Plessen (1996, 163 f.).



Abb. 16: Besinnung auf das »kulturelle Erbe« als politischer Appell. Titelblatt zu Achim von Arnim und Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn von 1808

wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrunge ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann.«<sup>85</sup>

Diese herausragende Bedeutung, die Sprache zur Bestimmung von Ethnizität zugeschrieben wird, hat insbesondere in der Zeit des Nationalsozialismus »als Vorwand für machtpolitische Ausgriffe« gedient (Bausinger 1991, 172). Und in gewisser Weise hat sich die große Bedeutung, nach der primär die »Muttersprache« die Volkszugehörigkeit ausmacht, bis heute im Alltagswissen erhalten.<sup>86</sup> Dies zeigen sowohl die

<sup>85</sup> Jacob Grimm: Kleinere Schriften (VII, 557), zitiert nach Bausinger (1991, 172).

<sup>86</sup> Gerade die ältere Sprachinselforschung (siehe dazu Schenk 1994, hier 339 ff.) ist ein prägnantes Beispiel für eine wissenschaftliche Praxis, die Sprachgrenzen als generelle Kultur- und Sprachgrenzen konstruierte und damit auch entsprechende – bis heute wirkende Selbstbeschreibungen ethnischer Gruppen – beeinflusste; allgemein zu Sprache als ethnischer Grenze und zur Essentialisierung der »Sprachgemeinschaft« als Kulturgemeinschaft Stark (1991); siehe auch Bausinger (1991).

gegenwärtig geführten einwanderungspolitischen Debatten, in denen stets auf die Bedeutung der Sprache für die erfolgreiche Integration und Assimilation hingewiesen wird, als auch die vorliegenden Interviews (siehe III.).

Die 1939 geborene, in Potsdam lebende »Frau Jacob« beispielsweise griff direkt romantische Sprechfiguren auf. So sah sie die »Hauptwurzel« ihres »Deutsch-Seins« in ihrer »Muttersprache«, der sie so »sehr verbunden« ist, dass sie es nicht fertigbrächte, nach Schweden, ihr Wunschland, zu emigrieren. Die Muttersprache verbindet sich für sie in sentimentalischer Weise mit dem wahren innersten Gefühl, mit dem, was ihr »Wesen«, ausmacht. Hier folgt sie bis in die Formulierungen hinein (Sprache als »Wurzel«) einer romantischen Vorstellung von der Sprache als kraftvoller »Quelle« vor allem für Gefühle und überhaupt von Identität: »[...] wenn wirklich was ist, also wenn man krank ist oder wenn man irgendwelche Betrübnisse hat, dann ist also die Muttersprache ja eigentlich das, woran es sich sehr festmacht.« Auch ihre Fremden-Bilder basieren auf Urteilen über die Sprache der jeweiligen Ausländergruppen: »[...] bei den ganzen Asiaten gefällt mir eben diese Sprachmelodie nicht, aber ihnen wird unsere nicht gefallen, so einfach ist das.« Die Bereitschaft zur sprachlichen Anpassung und die entsprechende Sprechkompetenz werden von ihr immer wieder als entscheidendes Kriterium für ihre Werturteile auch über einzelne »Ausländer« betont (siehe Rätz 2001).

Die Frage wäre einer eigenen Untersuchung wert, inwiefern die in den aktuellen Debatten verwendeten Argumentationsfiguren, die das Erlernen der deutschen Sprache durchaus »vernünftig« und pragmatisch als Eintrittsbillett in die deutsche Gesellschaft und als Integrationsvoraussetzung begreifen, nicht von solchen auch emotionalen, romantischen Vorstellungen unterlegt sind, wenn sie dabei die Bedeutung der Sprache als Primärmerkmal kultureller oder ethnischer Zugehörigkeit überschätzen und als »Hauptwurzel« für Identität essentialisieren.

Gilt dies in vielen unterschiedlichen Zusammenhängen für das Verständnis über das »Deutschsein«<sup>87</sup>, so trifft diese Beobachtung für die alltägliche Wahrnehmung der »Fremden« allemal zu: Wer (neben dem Deutschen) eine wirklich »fremde« Sprache, wie vor allem das Türkische, spricht, kann dem Alltagsbewusstsein vieler Deut-

<sup>87</sup> Man denke an die primordiale Kategorisierung von »Volksdeutschen«, die jedoch einen anderen Pass besitzen, als Deutsche, zumal wenn sie selbst oder jedenfalls noch ein Elternteil die deutsche Sprache sprechen – ein Argument, was im Kontext des Zuzugs von Spätaussiedlern immer wieder verwendet wurde. Oder man denke an die häufig gerade im Alltagsbewusstsein noch bestehenden Reminiszenzen eines »Großdeutschlands«, also einer, wenn nicht politischen, so doch Sprach- und damit auch Kulturgemeinschaft und die entsprechende verbale Vereinnahmung der deutschsprachigen Nachbarländer, besonders Österreichs.

scher nach nicht wirklich dazugehören.<sup>88</sup> Integration ist, dort wo die hochemotionalen Vorstellungsmuster des primordialen Identitätskonzepts (nach-)wirken, nicht wirklich möglich: Ein Volk bleibt ein Volk, bleibt ein Volk ...

#### »No Place left for Poems«: deutsche Identitätsentwürfe nach dem Holocaust

Geht man von der vergleichsweise großen, kaum durch andere moderne politische Merkmale abgestützten oder relativierten Bedeutung der Kulturnation für die Identitätsbildung in Deutschland aus, so wird evident, wie es nach dem »Trauma« des Holocaust zu einer weit verbreiteten und nachhaltigen »negativen« oder zumindest ambivalenten Haltung gegenüber »deutscher Identität« gekommen ist. Da war zum einen und zuerst in der Nachkriegsgesellschaft das »Trauma« der Niederlage wie des Holocaust<sup>89</sup>, die Schande und das »kollektive Beschweigen«<sup>90</sup>, gepaart mit einer sich bald ausbildenden »Opfer-Identität«<sup>91</sup>, die ex negativo in der ersten Nachkriegszeit Gemeinschaft stifteten. Und da war zum anderen die Erkenntnis, dass

<sup>88</sup> Dies zeigen insbesondere die Argumente im Kontext der Doppelpassdebatte (s. u.). Siehe auch den grünen Bundestagsabgeordneten Cem Özdemir, der sich in einem Interview (Fremd und deutsch. In: Spiegel-Reporter 2000/2, 36) darüber ausließ, dass Deutschtürken, die sich ihrer »Muttersprache« bedienen, angesehen werden wie »Fremde«, noch dazu wie solche, die nicht eine »Hochsprache«, sondern eine »Gossensprache« sprechen.

<sup>89</sup> Giesen (2000, 241): »The ultimate trauma of 1945 resulted not only from ruin and rape, death and defeat, but also from the sudden loss of self-respect and moral integrity.« Giesen reflektiert hier den öffentlichen Diskurs der Nachkriegszeit, in der bei den Kriegsverlusten Städte, Gebiete, Juden, Opfer und Täter zunächst tatsächlich wenig differenziert betrachtet wurden beziehungsweise der Verlust der Ostgebiete, Flucht und Vertreibung, und eine entsprechend konnotierte »Opfer-Identität« lange Zeit, mindestens bis in die 1960er Jahre hinein, den öffentlichen Diskurs bestimmten.

<sup>90</sup> Giesen (2000) führt einzelne Aspekte der »Koalition des Schweigens« aus, die sich als kollektiv akzeptiertes Identitätsangebot nach dem Krieg im Alltag wie auch in der großen Politik weitgehend durchsetzte, siehe insbesondere auch den vorzüglichen Essay über die »deutschen Erinnerungslandschaften« Kittsteiner (1999). Siehe zum Verdrängen des Holocaust in den beiden deutschen Staaten auch Herf (1997); siehe zum Beispiel auch Peitsch (1990) zur Auswertung autobiografischer Literatur, die diesen Prozess des Verdrängens und einer kollektiven Suche nach Entschuldung spiegelt. Das kollektive Trauma konnte zunächst wie bei individuellen Traumata als extreme Verletzung nicht bearbeitet, sondern musste »kollektiv beschwiegen« werden; siehe zu dieser »Unfähigkeit zu trauern« Mitscherlich (1967).

<sup>91</sup> Diese »Opfer-Identität« wurde zum Beispiel durch »exculpatory narratives« vermittelt, siehe Giesen (2000). Er vertritt die These, dass sich die »Reinigung« des »Volkskörpers«, die vorher eine Reinigung der »artfremden« Juden bedeutet hatte, nun in der Nachkriegszeit auf die »Nazis« bezog, die die »unschuldigen« Deutschen verführt hätten. Die Separierung der Kriegsverbrecher und führenden Nazis, die Rituale der Gerichtsverhandlungen in der



»the utmost barbarism had taken place in the nation that had based its identities on »Kultur« [...]. The triumphant notion of a German *Kulturnation* was replaced by the traumatising disclosure of the Holocaust. As Adorno wrote, faced with Auschwitz, there was no place left for poems.«<sup>92</sup>

Die tradierte Idee der Kulturnation konnte – wenn überhaupt noch – fortan nicht mehr ungebrochen identitätsstiftend sein, zumal der Nationalsozialismus durch die lückenlose Nationalisierung von Kultur, durch die umfassende Einordnung derselben in »deutsch« und »undeutsch«, nationale Symbole generell diskreditiert hatte.<sup>93</sup> Dieser bis in die 1990er Jahre wohl verbreitete, selten jedoch so scharf wie von Adorno auf den Punkt gebrachte Konsens, dass man auf deutsche Kultur nach dem »Zivilisationsbruch Auschwitz« (Dan Diner) nicht mehr stolz sein könne oder dürfe, vermochte allerdings viele Kontinuitäten des romantischen Nationalismus mit seinen Vorstellungen davon, was deutsche Kultur als Säule deutscher Identität eigentlich sei, keinesfalls ganz aus dem Bewusstsein der Deutschen zu schaffen. Gerade die Diskurse um die alte und neue »Heimat« der »Vertriebenen« und »Auslandsdeutschen« gaben das Fundament für eine »Blut- und Boden«-Kontinuität ab. Auch spielte die weiterlebende Idee von Deutschland als einer Kultur- und Volksnation sowie die »offene Renationalisierung des deutschen Geschichtsbewusstseins« (Jarausch 1995) dann gerade wieder im Kontext der Einheitspolitik in der Zeit nach 1989 eine entscheidende Rolle.<sup>94</sup>

BRD, werden von Giesen in diesem Kontext genannt. Die »Abspaltung« des »Bösen« als Bewältigungsstrategie eines »Traumas« sei auch in der DDR ein zentrales Prinzip gewesen, wo man mit dem antifaschistischen Gründungsmythos, der die Nazis alle in der BRD ansiedelte, ebenfalls einem Mythos der Reinigung huldigte (und sich selbst als »unschuldig« auch nicht an Entschädigungen beteiligte).

<sup>92</sup> Giesen (2000, 241) zitiert hier aus Theodor W. Adornos vor über 50 Jahren im Kalifornischen Exil entstandenen und im Nachkriegsdeutschland dann viel rezipierten Aphorismen-Sammlung »Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben« (Jubiläumsausgabe Frankfurt am Main 2001). Umso drastischer habe sich, so Giesen, die Entwertung oder der Zusammenbruch dieser Säule deutscher nationaler Identität ausgewirkt, weil er durch keinen abmildernden »Triumph«, wie zum Beispiel eine heroische Selbstbefreiung oder eine Demokratisierung von unten, abgefangen wurde.

<sup>93</sup> Allerdings ist auch hier Deutschland nur bedingt eine Ausnahme. In Italien und Ungarn war die nationale Identität ebenfalls durch die Beteiligung am Zweiten Weltkrieg und die Kollaboration mit Nazi-Deutschland sehr belastet, in Spanien und Portugal durch die Diktaturen, siehe Kaelble (1999, 409).

<sup>94</sup> Siehe unten, auch v. Beyme (1996, 83). Einschlägige Umfragen hatten bereits vor der Wiedervereinigungsrhetorik vom »einen Volk« gezeigt, dass 1974 immerhin noch 70% und 1982 noch 42% der Deutschen die beiden deutschen Staaten als eine Nation ansahen. (v. Beyme 1988, 310).

Ferner darf bei pauschalen Aussagen über die große Indifferenz der Deutschen der Nation gegenüber nicht vergessen werden, dass sich die auch demoskopisch belegten negativen oder gering ausgeprägten Identifikationen in anderer Hinsicht doch wieder relativier(t)en. Denn auch in (West-)Deutschland haben sich längst wie im übrigen Europa andere Merkmale ausgebildet, über die sich, folgt man den einschlägigen demoskopischen Umfragen und auch den unten vorgestellten qualitativen Interviews, *positive Identifikationen mit der Nation* herstellen. So entstand auch in der Bundesrepublik in den Jahrzehnten nach dem Krieg zunehmend Stolz etwa auf die Leistungen des wirtschaftlich potenten Sozialstaates, insbesondere auf das »Wirtschaftswunder« einer Wohlstandsnation oder auf die freiheitlich demokratische Grundordnung.<sup>95</sup> Dieser »Verfassungspatriotismus« hat jedoch nie die Werte zum Beispiel der angelsächsischen Länder erreicht. Auch ist er laut Umfragen gerade in den neuen Bundesländern, die sich tendenziell etwas stärker als die alten Bundesländer mit traditionellen Vorstellungen, gerade auch über Merkmale der Hochkultur, identifizierten (Westle 1994), Mitte der 1990er Jahre noch einmal geringer ausgeprägt gewesen.<sup>96</sup> Dass eine »Rückkehr zur Normalität« – nach der Judenvernichtung und wohl auch in Folge der lange Zeit ausbleibenden Wiedervereinigung – lange Zeit nicht gegeben war, lässt sich als allgemeine Tendenz ebenfalls auf der Basis von »Euro-Barometer« und anderer Surveys feststellen: Deutschland bildete noch Mitte der 1990er Jahre – »hinter Belgien, das sich vielleicht gar nicht mehr als Nation fühlt – das Schlusslicht auf den Patriotismus-Skalen in Europa.«<sup>97</sup>

Greift man allerdings manche der jüngsten Diskurse über das *Nationale als neues Konjunkturthema*, die Kampagnen des Nation Branding und den »Party-Patriotismus« anlässlich internationaler Sportwettkämpfe (siehe oben) auf, so stellt sich die Frage, inwieweit diese Erscheinungen mehr Vorreiter, Wegbegleiter oder auch bereits

<sup>95</sup> Es lässt sich hier leider nicht genauer verfolgen, inwiefern und inwieweit ein entsprechender DDR-Patriotismus (auf das politische System und die Wirtschaftsordnung) bis 1989 unter der Bevölkerung tatsächlich verbreitet war. Entsprechende Surveys aus DDR-Zeiten zu Werteorientierungen sind generell schwer zu interpretieren. Sie waren als »inszenierte Öffentlichkeit« und als affirmative Quellen eher dazu gedacht gewesen, die Bevölkerung zu erziehen (nicht über Realitäten zu befragen), dazu Meulemann (1996, 182 ff.). Einen Vergleich zwischen Nationalbewusstsein in der BRD und der DDR, der allerdings vor allem die offizielle Seite der politischen Richtlinien und des Diskurses berücksichtigt, gibt Schweigler (1973). Siehe auch mit empirischen Befunden allgemein zur nationalen Verbundenheit und Entfremdung im zweistaatlichen Deutschland Best (1990).

<sup>96</sup> Siehe zum Begriff »Verfassungspatriotismus«, wie in Dolf Sternberger geprägt und Jürgen Habermas später als postnationales Identitätsmodell gefordert hat, und zu den entsprechenden Umfragen v. Beyme (1996, 88–93), ferner v. Beyme (1988, 1993), entsprechende Quellen bei Scheuch (1992). Siehe auch Müller (2009).

<sup>97</sup> V. Beyme (1996, 97), Daten bei Scheuch (1992, 85), siehe auch zur Auswertung entsprechender Umfragen im europäischen Vergleich in den 1990er Jahren Münch (1995, 84 f.).

Reflexe eines sich hinsichtlich seiner Beschaffenheit und Stärke neu ausbildenden nationalen Bewusstseins sind oder es mittelfristig werden. Jedenfalls wurde der stillschweigende Konsens, auf den Adornos Zitat anspielt, erstmals wieder in breiteren öffentlichen Debatten in den 1990er Jahren aufgebrochen, wie etwa in der aktuellen Diskussion um eine deutsche »Leitkultur«, die es wieder neu zu bestimmen, wert zu schätzen und an die es sich anzupassen gelte. Dem in der Nachkriegszeit propagierten Konzept der postnationalen Gesellschaft und dem »demos«-Gedanken scheinen nun auch wieder oder – immer noch? – Reminiszenzen an die Idee des »ethnos« beigefügt oder entgegengesetzt zu werden. Die Geschichte war und ist nach 1989 eben doch nicht zu Ende<sup>98</sup>, und so muss von ihrem Weiterleben in der Gegenwart weiterhin die Rede sein.

## 2 Elitendiskurse:

### zur Konjunktur des Nationalen im sich umbauenden Nationalstaat

Der Diskurs des »Nationalen«<sup>99</sup> verdichtet sich seit den 1990er Jahren auch in Deutschland wie im übrigen Europa – entgegen vorausgegangener Prognosen über dessen zunehmenden Bedeutungsverlust –, und er hat sich bereits in den Jahren nach der Wende ausdifferenziert. Bei einer systematischen Diskursanalyse<sup>100</sup> ließe sich wohl auch nachweisen, dass sich die öffentlichkeitswirksamen Reflexionen und Inszenierungen des Nationalen nicht nur *qualitativ* veränderten, sondern dass sie im

<sup>98</sup> Siehe Francis Fukuyamas Essay »Das Ende der Geschichte« (1992), in dem kurzfristig formuliert wird, dass mit dem Sieg der liberalen Demokratie über die linken wie rechten totalitären Systeme nun die vom Westen durchgesetzten Werte (auch die Postnationalität) universelle Gültigkeit hätten.

<sup>99</sup> Weil die pluraler gewordenen nationalen Bilder und Horizonte in der Regel nicht mehr den Anspruch einer überwölbenden Leitidee haben, wird hier nicht von »Nationalismus«, sondern von einem komplexen semantischen Feld des »Nationalen« gesprochen.

<sup>100</sup> Die folgenden Kapitel stellen keine solche systematische Diskursanalyse dar, die auch quantitativ zuverlässige Aussagen über die Ausbreitung und Dichte der nationalen Teildiskurse in den einschlägigen Medien machen könnte. Vielmehr werden hier in einem Streifzug durch die deutsche Diskurslandschaft Medienerzeugnisse der 1990er Jahre nach dem durch die eigenen Beobachtungen wie durch die Kenntnis einschlägiger Forschungen gewonnenen Vorverständnis gebündelt. Siehe auch Rätzels Diskursanalyse (1997) oder Müllers (2000) Untersuchungen über die Debatten der westdeutschen Eliten über die Frage der nationalen Identität im wiedervereinigten Deutschland. Siehe auch Selling (2007) oder Münkler, Hacke (2009) sowie Schneiders (2001) Interviews mit jungen Meinungsmachern aus der Berliner Politik- und Medienwelt, die zeigen wie »die Deutschen« als nationale Gemeinschaft in der öffentlichen und gesellschaftlichen Debatte dieser Jahre konstruiert und dargestellt wurden.

Vergleich zur Nachkriegszeit und den 1980er Jahren auch *quantitativ* zugenommen haben. Die Abfolge einschlägiger Subdiskurse und ihrer medialen Repräsentation hat sich jedenfalls beschleunigt. Dass manche Themenkreise immer schneller immer neue Variationen und Motive hervorbringen, zeigt sich besonders eindrucklich bei dem für die deutsche Identitätsdebatte zentralen Thema des *Umgangs mit der NS-Vergangenheit*, der Frage nach ihrer Bewertung für das politische Selbstverständnis der Bundesrepublik und für das nationale Selbstbild von Gruppen und Einzelnen.<sup>101</sup>

Verfolgt man zunächst die öffentliche und wissenschaftliche Thematisierung nationaler Identität oder nationaler Selbst- und Fremdenbilder, dann fällt auf, dass sich in Folge der veränderten gesellschaftspolitischen Bedingungen – des Zusammenbruchs des Sozialismus und der territorialen Neuordnung Europas, der Globalisierung und Europaisierung – viele miteinander verflochtene Subdiskurse ausgebildet haben. Nachdem das Thema »Nation« bis weit in die 1980er Jahre hinein in der veröffentlichten Meinung in Folge des Nationalsozialismus unter einer Art Bann gestanden hatte (siehe Honolka 1987), entdeckten die Eliten insbesondere im Kontext der *deutsch-deutschen Vereinigung* und der *Einwanderungsdebatte* verschiedene Fragen neu: zum Beispiel die Frage, ob eine nationale Identität der Deutschen notwendig und demnach zu entwickeln und zu pflegen sei – etwa, weil ein positiver, »gesunder« Patriotismus als »Einheitskitt« fungiere oder weil die selbstbewusste Rückbesinnung auf die »integrative Kraft« einer »Leitkultur« gerade auch den Immigranten erst die nötige Orientierung und den nötigen Integrationsanreiz biete. Denn, wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung im Jahr 2000 beklagte, müsse ein Ausländer doch bislang »seinen Nationalstolz gegen einen Nationalkomplex eintauschen, seinen Atatürk [...] hergeben für Nationalhelden mit Verfallsdatum wie Boris Becker«.<sup>102</sup>

Andere argumentierten, dass der Begriff der Identität und überhaupt Identitätsdebatten überflüssig oder sogar gefährlich seien, weil sie Ethnisierungen, Ausgren-

<sup>101</sup> Auch Faulenbach (2005, 59 ff.) resümiert, dass die »herausragende Rolle« von »Juden-Genozid und NS-Verbrechen [...] im historischen Selbstverständnis und in der Erinnerungskultur« Deutschlands »unumstrittener Konsens« sei. Zur Konjunktur der Erinnerungs- und Geschichtspolitik, die zwar bereits in den 1980er Jahren verstärkt einsetzt (siehe François 1995), aber in den 1990er Jahren nochmals zunimmt, siehe unten Kap. II.3.1.

<sup>102</sup> Zit. Stefan Dietrich (Die Inländerfrage. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. 10. 2000) zu der im Herbst 2000 die deutschen Medien beschäftigenden »Leitkultur«-Debatte, die der damalige CDU-Fraktionschef Friedrich Merz mit seiner Forderung nach verbindlichen Leitwerten ausgelöst hatte, an die sich die Einwanderer anpassen sollten. Auch Dietrich bemängelte, dass den Deutschen in Folge des Nationalsozialismus ein Grundbestand an tragenden Werten und Symbolen abhanden gekommen sei. Doch offen für das Fremde sei nur, »wer sich des Eigenen sicher ist«, weshalb die Deutschen erst einmal wieder selbstbewusst festlegen müssten, welchem »Kodex« sich jemand unterwerfen müsse, »der zu uns gehören will«.